Was die Sennen erzählen

Johannes Jegerlehner

Digitized by Google

Freundliche Weihnachten!
Bern Dez. 1906.

Digitized by Google

Digitized by Google

Was die Sennen erzählen

Märchen und Sagen
aus dem Wallis

Aus dem Volksmunde gesammelt
von
Dr. J. Jegerlehner

Zweite, unveränderte Auflage

Bern
Verlag von A. Francke, vorm. Schmid & Francke
1907.

Digitized by Google

KD 932

HARVARD COLLEGE
Apr. 24, 1940
LIBRARY

Mrs. Kuno Francke

Buchdruckerei Bühler & Werder in Bern

Digitized by Google

Vorwort.

Es war ein heißer Julitag, als ich mit dem Rock über dem Arm und in aufgekrempelten Hemdsärmeln den steinigen Weg nach Gletscherstaffel hinaufstieg. Ich wollte nachsehen, ob Peter Werlen aus dem Obersaß zurückgekehrt sei. Unterwegs traf ich mit einer Frau zusammen, die eine hochbeladene Hutte am Rücken trug und ein Körbchen am Arm und dabei während des steten Steigens emsig strickte. Von ihr vernahm ich, daß der Alte vom Saß zurück sei. Sein Haus kannte ich. Er wohnte zu unterst im Dörfchen in einer schwarzbraunen Hütte. Ich schwenkte nach dem Hause ab, fragte aber noch einen alten Mann, der nebenan auf der Schwelle eines Speichers kauerte, ob Peter Werlen hier wohne. „Ja, dort," gab er zur Antwort, und so ging ich hinein. Auf mein Befragen nach dem Alten gab man mir Bescheid, er sei drüben bei der Scheuer, und ich hätte ihn sehen müssen. Da ging ich wieder zurück und setzte mich neben den Alten, der sich an den Pfosten drückte, so gut es eben noch ging.

„Ihr seid ja selber der Peter Werlen," redete ich ihn an.

„Ja, der bin ich," erwiderte er mit vertrockneter Stimme und sog an einem ausgebrannten Pfeifenstummel.

„Warum habt ihr es nicht gesagt?"

„He, ihr habt mich ja nicht gefragt," gab er zur Antwort, und in die zwei schmalen Teichlein unter den schneeweißen Augenbrauen kam ein matter Glanz.

Digitized by Google

„Wie alt seid ihr?“

„He, ganz genau weiß ich es nicht, aber es wird gegen die achtzig rücken!“

Was er nur für ein Kraut rauchte! Kaum war es auszuhalten neben ihm. Ich zog meine Pfeife hervor und stopfte sie mit Oldenkutt. „Nehmt auch grad eine Pfeife voll,“ sagte ich und hielt ihm den Kautschukbeutel hin. Er qualmte ruhig weiter, klopfte dann den Pfeifenkopf an dem Türpfosten aus und ergriff den dargebotenen Beutel, den er mit Befremden betrachtete. Sein Gewand war sommerlich einfach, und was er anhatte, ist eher aufgezählt, als das was ihm fehlte, zerschlissene Hosen mit groben Flicken und ein gestücktes Hemd, das sich über der Brust weit öffnete. Schuhe und Strümpfe lagen in der Tenne des Speichers. Was die Bartstoppeln und Haare im Gesicht frei gelassen, war kreuz und quer mit Runzeln durchzogen.

So saß ich eine Weile neben dem Alten, sprach nicht viel und er auch nicht, und der neue Tabak mochte ihm behagen, denn er dampfte in kräftigen Zügen und ich mit, und die zwei Räuchlein flossen zusammen zu einer qualmigen Säule, die in die Höhe stieg, wie die Rauchfahne eines lustigen Augustfeuerleins. Nach und nach sprach er zusammenhängend, und als er die Pfeife so lange in der Hand behielt, daß sie erlosch, rückte ich ihm auf den Leib und bat ihn, mir aus seiner Jugendzeit etwas zu erzählen. So gelangte ich auf vielen Umwegen zu den Bozengeschichten und Sagen aus alter Zeit, aber heute noch nicht.

„Ihr seid wohl ein feiner Herr,“ sagte er zuerst und glotzte mich an, als ob er mich nicht verstanden hätte.

Digitized by Google

„Warum? Meinen Kleidern nach doch nicht!“

„Weil ihr so guten Tabak raucht!“

„Ich weiß nichts mehr,“ sagte er einige Zeit nachher, „ich habe das Gedächtnis verloren. — Ja früher, da habe ich viel gewußt, der Großvater hat uns ganze Winter durch erzählt — und wer fast sein ganzes Leben in den Alphütten zugebracht hat, der hat etwas erlebt! — Gebt mir Zeit, damit ich mich besinnen kann!“ Das war alles für heute.

Am nächsten Sonntag paßte ich ihm beim Kirchtor, führte ihn zu einem Glas Weißen, und da hat er mir einiges erzählt, nicht viel, und das wenige lückenhaft. Später, wenn ich wieder zu ihm hinaufstieg, saß er gewöhnlich bei dem offenen Speicherlein, tief zusammengeknickt, als ob er von schwerer Last ausruhen müßte, dann rief er mich an, er besinne sich jetzt wieder auf dies und das, und dann füllte er mir eine Lücke aus in den „Erzelleten“, und so ist zuletzt doch etwas Ganzes aus ihnen geworden. Ein Jahr darauf war er an Kindesstatt, und zwei Jahre später ist er gestorben. Einen reichen Schatz der schönsten und interessantesten Sagen, die ihm niemand nacherzählen kann, hat er mit ins Grab genommen.

Bei andern Leuten ist mir das Sammeln leichter geworden, und ich darf wohl sagen, ich habe mustergültige Märchenerzähler und -Erzählerinnen gefunden, die mir in den vielen Jahren unserer Bekanntschaft liebe Freunde geworden sind. Stundenlang habe ich bei ihnen gesessen, zur Sommers- und Winterszeit, oben in der Sennhütte, unten in der Spinnstube, oder vor dem Hause auf einem

Digitized by Google

Baumstamme und habe getreulich nachstenographiert, oft bis in die Morgenstunden hinein, was sie mir in ihrem Dialekt zu erzählen wußten. Ich nenne unter vielen den Kräutersammler Johannes Treyer, den Gewaltshaber und ehemaligen Schafhirten Pauli Zeiter, beide in Ems, Andreas Hyscher in Ober-Ems, Alpinspektor Lehner und seinen Bruder in Gampel, Peter Siegen in Lötschen, Frau Marie Ambord aus Saas Grund, Johann Weißen und Moritz Schnydrig in Unterbäch, Johann Venetz und Alexander Minnig in Moerel, Meinrad Henzmann in Visperterminen, Luise Pont in St. Luc und Joseph Berthod in Praz-de-Fort.

Ich habe auf diese Art im Wallis, das mir zur zweiten Heimat geworden ist, über fünfhundert Märchen und Sagen aus dem Volksmunde geschöpft und daraus für dieses Buch gegen fünfzig Erzählungen gewählt, die mir für die Jugend am besten zu passen schienen. Den Charakter der Märchen und Sagen habe ich nirgends verändert; ich habe sie nur reicher und ausführlicher erzählt, wobei ich die dicken Goldfäden oft mit größtem Behagen ausspann. So hoffe ich, daß die Sammlung Anklang finden und Freude erwecken werde, nicht nur bei den Kindern, sondern auch bei allen denen, die trotz ihrer Jahre immer wieder in den Bann der Märchen- und Sagenpoesie gezogen werden.

Bern und Siders, Oktober 1906.

Dr. J. Jegerlehner.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Der Geißbub im Bondischi	1
Drei lustige Tage und dann des Teufels	7
Der gescheite Hanse	13
Der Schmied von Rumpelbach	20
Der Gang ins Paradies	26
Das Zauberschloß im Arbenwald	33
Das Bettelkind	39
Ich mag sie nicht, ich will sie nicht	44
Der baumstarke Riedbub	49
Die Schloßherren von Mangipani	52
Die weiße Gemse	58
Die Spinnerin am Aletschgletscher	65
Die Gräfin auf der Lusgen	69
Der Totentanz	73
Der Narr und die Räuber	77
Der Untergang von Täsch	80
Die Visperschlacht	83
Der verhängnisvolle Traum	86
Der Alpkesseldieb	89
Der Gratzug	93
Der Gewaltshaber von Törbel	95
Die Gottwergini von Oberems	98
Die drei Ratschläge	105
Ritter Goldbart	112
Der Kreuzstein	116
Das verlorene Zytgeißli	122
Der Schädel aus dem Beinhaus	125
Riborrey und seine Tochter	128
Vom Prior, der 308 Jahre geschlafen hat	133
Das weiße Täubchen	136
Eine Wette gilt es	140

Digitized by Google

Seite

Der Mörder im Pfynwald 144
Der Drächengrudel 148
Die weißen Vögel vom Arpsee 156
Der Teufel und die hundert Raben 159
Die Feuerreiter 163
Der böse Senne 168
Der Arme und die elf Reichen 173
Das Drachengold 181
Der Zauberfelsen 186
Die Gräfin am Schwarzsee 189
Meier Waldis' Butterfaß 193
Die Blümlisalp des Lötschentales 197
Die Blümlisalp des Turtmanntales 200
Die Kirche von Isérables 203
Die drei Stummen von Issert 207
Das Meßamt auf der Hungerlialp 212
Des großen Mörders Bekehrung 216

Digitized by Google

Der Geissbub im Vonöischi.

Der Vonöischi oder der Illgraben, wie er auch geheißen wird, ist ein Felsenkessel von wilder Großartigkeit, mit rötlichen, vom Regen verwaschenen Felswänden, die nackt und schroff aufragen, wie die Kraterwände eines erloschenen Vulkans. Die eine Seite ist völlig kahl und von beinahe senkrechter Steilheit. Im Schoße dieses schauerlichen Felsentrichters bilden sich nach starken Regengüssen Schlammströme, die das große Delta eines mächtigen Fichtenwaldes, des Pfynwaldes, aufgeschwemmt haben. In diesen Bergschlund sollen die bösen Geister gebannt sein. Einmal ist ein Jäger dort zu Tode gefallen und nicht mehr gefunden worden, und alte Leute behaupten, sie hätten die Seelen Verstorbener auf schwarzen Pferden hineinreiten sehen.

Der Ziegenhirt von Leuk hatte sich eines abends sehr verspätet. Er hatte beim Illgraben geweidet und zog nun den langen, sachte zur Rhone abfallenden Pfynwald hinunter. Bei der Rhonebrücke zählte er nochmals die Herde, und da fehlte ihm ein Zytgeißli, wie man die eben ausgewachsenen Ziegen nennt, die noch kein Junges geworfen haben. Es war dieselbe Ziege, die sich den Tag über recht widerspenstig gezeigt und ihm heute schon einmal davongelaufen war. Daher rührte auch seine Verspätung. Er hatte keine Lust, sich noch lange nach ihr

Digitized by Google

umzusehen, dachte übrigens, sie sei schon zu Hause und trieb die Herde, nachdem er die Brücke überschritten, den schmalen Weg hinauf dem Städtchen Leuk zu. Als er bei den Ställen Nachfrage hielt, hieß es, die Ziege sei noch nicht da. Das vernahm er nicht gerne, denn sie gehörte dem Gewaltshaber, und der hatte sonst schon immer so viel über ihn zu brummen. Obschon es in die Nacht ging und er die Beine kaum mehr spürte vor Müdigkeit und sich gerne hinter die Suppe gesetzt hätte, die ihm die Mutter zu Hause immer bereit hielt, machte er kehrt, eilte in langen Sätzen durch das Rebengelände hinunter auf die Straße, über die Flußbrücke und zurück in den Pfynwald, um die Ziege zu suchen.

Er rief und lockte, aber sie antwortete nicht. Er strengte sein Ohr an, um nach dem Klingen ihres Glöckchens zu horchen, aber er vernahm nichts als das dumpfe Gemurmel des Illgrabenwassers, das als dünner Faden zwischen zwei haushohen Uferdämmen dahingurgelte. Immer weiter hinein ging es in den dunklen Föhrenwald und hinauf zum Illgraben, und wenn er Zi-i-irbi rief mit langgezogener Stimme, klang es schauerlich durch den stillen Wald, so daß er sich fürchtete und das Rufen unterließ. Er gedachte umzukehren, aber da sah er in Gedanken schon den bösen Blick des Gewalthabers, der imstande war, ihm die Stelle zu entziehen, und so lief er weiter. Die Aeste reckten ihm mit langen Armen ins Gesicht, aber das kümmerte ihn wenig. Wenn ein Nadelzweig ihm kratzend über Wange und Nase fuhr, hob er den Stock und ließ ihn auf den Ast niedersausen; das tat ihm gut, denn er hatte sich recht in Zorn hineingelaufen.

Jetzt war er im Illgraben drin, und hier mußte er das Zytgeißli finden, denn da gab es kein weiter. Nur die

Digitized by Google

Gemsen wagten es, an den lotrechten Wänden hinaufzuklettern, wenn sie den Jäger in der Nähe witterten. Da rief er nochmals mit aller Kraft Zi-i-rbi, fast mehr um seiner Angst Luft zu machen, als der Ziege wegen. Vielfach hallte es von den Wänden wieder, und er schaute nach allen Seiten hin, um zu sehen, ob jetzt nicht jemand hinter ihm stehe, so sehr bangte ihm in der finstern Schlucht.

Kein Laut war vernehmbar, aber gradaus ganz in der Nähe glaubte er eine Türe zu erkennen mit festen Eisenbeschlägen, die er noch nie bemerkt hatte. Oder war es nur ein Schatten im Fels? Wiederum schaute er um sich, und der Graben, in den er nun den dritten Sommer die Ziegen trieb, erschien ihm ganz sonderbar in der stockdunklen Nacht. Er war im Vonöischi, darüber konnte er nicht zweifeln, denn er sah deutlich, wie die Gratlinie des Grabens hoch oben, fast über seinem Kopf, sichelförmig in den Himmel schnitt, und er glaubte das Pfeifen einer Gemse zu hören. Er trat an die Türe heran, und als er den Arm ausstreckte, um sie zu befühlen, da flog sie auf, und ein heller Schein leuchtete ihm aus dem Innern des Berges entgegen. Er besann sich ein Weilchen, dann trat er über die Schwelle, tastete sich durch einen langen, finstern Gang, und auf einmal stand er in einem hell erleuchteten Saal. Der Boden war mit schneeweißen Marmorplatten belegt, und längs der Breitwand stand ein Kochherd von unermeßlicher Ausdehnung. Hätte man die Feuerstellen aller Häuser und Hütten von Leuk zusammengerückt, ja, da hätte noch viel gefehlt zu einer so langen Reihe. Vor dem Herde aber standen viele, viele Mägde in dunklen Schürzen, die mit den kupfernen Kesseln und Pfannen hantierten und das Feuer schürten. Das Geschirr funkelte im Widerschein der Gluten, und die Flammen flackerten und züngelten drin, daß man hätte

Digitized by Google

meinen können, ins Feuer selbst zu sehen. In den Pfannen brozelte es, und herrliche Wohlgerüche stiegen auf.

Der Geißhirt zog das Käpplein und grüßte freundlich. Da trat eine der Mägde auf ihn zu mit einem strengen Zug im Gesicht und fragte barsch, was er begehre. Er sagte noch einmal recht freundlich und laut: „Abend gewünscht, grad so gut gefällt es mir hier, daß ich ein wenig bleiben möchte," und er schnalzte mit der Zunge, kostete und sog den würzigen Bratenduft ein, und der Magen knurrte ihm dabei, daß ihm schien, es müßten es alle hören. Die Magd oder die Vorsteherin oder was es war, zog die Augenbrauen zusammen, sodaß die Stirne darin ganz verschwand und schob ihn mit einem bösen Blick gegen eine zweite Türe, die sich wieder geräuschlos öffnete. Er setzte das Käpplein wieder auf den Kopf, fast ohne zu wissen, was er tat und trat ein.

Da war wieder ein großer, aber spärlich erhellter Saal, dessen Ende er nicht absehen konnte, mit einem spiegelblanken Boden. Die matte Helle rührte nicht von Kerzen und Fackeln, sondern drang von unten herauf, und doch spürte er keine große Wärme an den nackten Füßen. Durch den Boden aber sah er wie durch Fensterglas tief, tief hinein ins Innere der Erde, und je tiefer sein Blick hinunterdrang, desto heller und blendender wurde es, als ob er in die Sonne blickte, und die Augen schmerzten ihn, und er hob den Kopf. An einem langen Tische, der auch kein Ende nehmen wollte, saßen lauter schwarz gekleidete Herren, die emsig mit Schreiben und Rechnen beschäftigt waren. Sie hatten den Oberkörper tief über die Tischkante geneigt und schienen in ihre Arbeit versunken, so daß er kein Gesicht recht unterscheiden konnte. Längs der Wand aber standen, grad wie vorher der große Kochherd in der Küche, die

Digitized by Google

schönsten Betten, die er je gesehen. Die Gerüste schienen aus Messing zu bestehen, denn sie glänzten gelblich fahl, wie die Sonne, wenn sie ein dünner Wolkenschleier verdeckt, und statt des Laubsackes bemerkte er weiche Federbetten mit seidenen Decken, die mit Goldborden besetzt und mit wunderlichen Schnörkeln verziert waren. In dem Saale aber herrschte Totenstille.

Der Geißbub rückte wieder das Käpplein und wünschte guten Abend. Da bewegte der Herr, der ihm zunächst saß, leise den Kopf und fragte, was er wünsche. Er sagte, er begehre nichts, er möchte nur ein wenig rasten und in einem solchen Bette schlafen, da müßte er weich liegen, und er sei so müde. Da erhob der Herr das Gesicht, und der Bub erschrak. Aus dem erdfahlen, müden Antlitz starrten ihm zwei Augen entgegen; wo hatte er die schon gesehen? Grad so hatte sein Vetter, der reiche Weibel, ausgesehen, als er an sein Totenbett gerufen wurde. Eine unsagbare Angst sprach aus diesen flackernden Augensternen. Dann zuckte es wie Wetterleuchten über das Gesicht, und der Herr sprach: „Ja, greif nur unter die Decke, dann wirst du schon spüren, wie schön es drin zu schlafen ist!“ Der Bub ging auf ein Bett zu, um die Hand hineinzulegen, als eine andere Stimme vom Tisch ihm zurief: „Tu es lieber nicht, Quatemberkind!* Du bist ein armer, unschuldiger Geißbub, der das verlorene Zirbi sucht, probier es nicht, du würdest dir sonst die Finger verbrennen! — Steck einmal die Eisenspitze deines Stockes hinein!“ Der Bube hob den Stock und langte damit unter die seidene Bettdecke. Als er ihn herauszog, war das Eisen glühend rot, und das Holz brannte lichterloh. Da faßte ihn der Schreck; er schrie laut auf,

* Sonntagskind.

Digitized by Google

warf den Stock weg und floh zur Türe. Wohl trugen die Mägde die dampfenden Schüsseln auf, aber es gelüstete ihn nicht mehr nach den verlockend duftenden Speisen. Als er den weiten Raum der Küche, der kein Ende zu nehmen schien, ebenso eilig durchmaß wie den Herrensaal, da hörte er, wie die Gold- und Silberschüsseln klirrten und klangen und wie ein vielstimmiges Gebrüll und Gewieher anhub, so daß ihn schauderte, wie wenn er unter dem Gletscher stände und das kalte Wasser über ihn flösse.

Da war er auch schon draußen. Er spürte die kühle Nachtluft, und er lief und lief ohne Aufenthalt. Nach einer Weile schaute er zurück und sah nichts als eine schwarze Wand, und das war der Tannenwald, in dem es leise rauschte. Er glaubte wiederum den Pfiff einer Gemse zu hören. Ueber ihm flimmerten die Sterne, und neben ihm trippelte das Zirbi, das fröhlich meckerte. Er atmete auf und kratzte sich in den verfilzten Haarstruppen. Die Ziege wich nicht von ihm, und das tat ihm wohl, und so trotteten sie zusammen den Pfynwald hinunter. Er sprach mit ihr ganz leise, und sie meckerte ihm zu, ebenso leise, und die kleine Blechglocke, die sie am Halse trug, tönte hell durch die stille Nacht, bis sie im Stalle des Gewalthabers in Leuk oben verstummte.

Diese Nacht schlief der Geißbub weich auf seinem muffigen Laubsack.

Digitized by Google

Drei lustige Tage und dann des Teufels.

Drei Handwerksburschen, die sich in ihrem Leben noch nie gesehen, trafen ganz zufällig auf der Wanderschaft zusammen. Sie waren alle drei unzufrieden mit dem Schicksal, das ihnen härtere Nüsse zu knacken aufgab, wie sie glaubten, als andern Leuten. Keiner hatte mehr einen Rappen in der Tasche, und das Ränzel auf dem Rücken enthielt nur noch zerlumpte Leibwäsche, die sie im Bache nicht mehr auszuschwemmen wagten, aus Furcht, die letzte Naht möchte im Wasser auch noch platzen.

Als sie so traurig die staubige Landstraße entlang zogen, sagte der eine: „Seht, mir ist es immer schlecht ergangen von Jugend auf; nur einmal in meinem Leben möchte ich so recht nach Herzenslust mich freuen, gut essen und trinken und dann meinetwegen des Teufels sein!"

Der zweite sagte: „Mir ist es eher noch schlechter ergangen als dir, ich habe meiner Lebtag immer nur Roggenbrot und Käse gegessen und weiß nicht einmal, wie die feinen Gerichte schmecken, die die reichen Leute alle Tage auf den Tisch bekommen, drum bin ich ganz deiner Ansicht und gäbe gerne den Rest meines Lebens dahin, wenn ich so recht in den Tag hinein leben könnte, und wenn es nur für kurze Zeit wäre!"

Der dritte und jüngste sagte: „Ich habe bis jetzt fast nur böse Tage gezählt. Neulich erhielt ich eine gute Stelle mit schönem Lohn, als ich krank wurde und sie deshalb wieder verlor. Doch hoffe ich immer noch auf bessere

Digitized by Google

Zeiten, und für das gute Freſſen und Saufen allein gäbe ich meine Seligkeit nicht dahin!"

„Drei Tage und dann des Teufels!" ſagte der erſte wieder, und der zweite ſtimmte bei, und ihre Augen leuchteten. Da ſahen ſie einen ſchwarz gekleideten Herrn des Weges kommen, den ſie bis jetzt gar nicht bemerkt hatten, und doch war die Straße ſchnurgerade, und weder von links noch von rechts mündeten andere Wege ein. Sie waren alle drei erſtaunt ob der plötzlichen Begegnung, dachten ſich aber nicht viel dabei. Der fremde Herr trug zu ſeinem vornehmen ſchwarzen Kleid ein kleines grünes Hütchen, auf dem eine Rabenfeder ſteckte. Er blieb ſtehen und redete ſie mit ſpöttiſchem Lächeln an: „Was fehlt euch denn? Euch ſtehen ja die Augen aus dem Kopf wie Waldeulen, die acht Tage lang nichts in den Bauch bekommen haben. — Drei luſtige Tage begehrt ihr, die könnt ihr haben, und ihr ſollt euch das Herz aus dem Leibe lachen. — Und wenn ſie um ſind, pah, dann ſeid ihr doch nicht des Teufels; ihr braucht nur drei leichte Fragen zu beantworten, weiter nichts, und gelingt es, ſo ſeid ihr frei. Da, ſchlagt ein!"

Die zwei ältern ſchlugen ſofort ein, und der dritte ſtreckte faſt gegen ſeinen Willen die Hand auch hin, und dann machte der ſchwarze Herr einen Kratzfuß und verſchwand. Jetzt erſt gewahrten ſie die Spur eines Pferdefußes im Staub der Landſtraße.

Gegen Abend bogen die drei Geſellen in ein Dörfchen ein, wo ein luſtiges Feſt gefeiert wurde. Sie ſetzten ſich zu den Burſchen und Mädchen ins Wirtshaus, und nun ſchwammen ſie in der ſeligſten Luſtbarkeit. Sie ließen vom Beſten auftragen, bewirteten die Gäſte mit Braten und feurigen Weinen, und da ihre Taſchen nie leer wurden,

Digitized by Google

hielten die Leute ſie für große Herren. Die ganze Nacht durch wurde gezecht, geſchlemmt und getanzt. Ein ſo ſchönes Feſt hatte man im Dorfe noch nie geſehen.

Am Morgen, als der erſte Sonnenſtrahl durch die Läden ſchoß und einen hellen Schein in das wilde Leben hineinwarf, ſtahl ſich der jüngſte der drei Geſellen fort. Das Gewiſſen wachte ihm plötzlich auf, und er dachte mit Schrecken an die drei Fragen, die ihnen der Teufel zu löſen geben werde, und an ein ſchlimmes Ende. Er wanderte fort, bis er das Wirtshaus aus den Augen verlor, immer querfeldein und legte ſich, als die Sonne den Zenith erreichte, unter einem großen Birnbaume nieder. Wie er ſo durch die Aeſte ins Blaue hineinſtarrte und ſich überlegte, was ſie der Teufel wohl fragen werde, hörte er eine Stimme über ſich, die ganz deutlich ſagte: „Für dies eine Mal will ich dir noch helfen, dann aber nie mehr. Nimm dein Meſſer, ſtich den Raſen um den Baum herum aus und bedecke damit deinen Kopf. Es werden tauſend Raben heranfliegen und ſich im Geäſte niederſetzen. Paß gut auf, was ſie ſchwatzen werden!“

Der Burſche ſprang auf. Hatte er geſchlafen und geträumt? Er wußte es nicht. Er zog das Meſſer und ſtach den Raſen rund um den Baum heraus, Scholle für Scholle, und bedeckte ſich damit. Kaum war er mit der Arbeit fertig, kam ein Flug Raben dahergeflogen und ſetzte ſich ſchwatzend und kreiſchend ins Gezweige, ſo daß der Baum von dieſen gefiederten Teufeln ganz ſchwarz ausſah. Der Burſche unter dem Raſen verhielt ſich mäuschenſtill und horchte zu. Ganz deutlich vernahm er folgendes Geſpräch, das zwei der Schwarzröcke dicht über ſeinem Kopfe hielten:

„Du haſt auch noch nie eine Seele gefangen, du Aasfreſſer, ich aber bekomme grad drei auf einmal!“

Digitized by Google

Da ſchrie der andere: „Was, du biſt der dümmſte unter uns und erhältſt drei auf einmal? Das glaube ich nicht!“ „So hör zu,“ erwiderte der erſte. „Ich halte drei Handwerksburſchen in den Klauen, die noch drüben im Dorfe tanzen, freſſen und ſaufen, was das Zeug hält. Zwei Tage noch und dann ſind ſie mein!“ „Erzähl das einem andern, du Rabenaas, nicht mir,“ höhnte der andere. „Und mein ſind ſie, denn ſie werden die Fragen nicht löſen, die ich ihnen geben werde,“ ſagte der erſte. „Sie müſſen mir raten, was für Spielleute, was für ein Licht und was für eine Decke ich ihnen gegeben habe. Das werden ſie nicht herausbringen, he, he, denn als Spielmann habe ich die Katze des Wirtes erwiſcht, als Licht habe ich der Köchin den Feuerbeſen geſtohlen, und das raten ſie nicht, und als Decke habe ich dem Wirt die Kuhhaut genommen, und darauf kommen ſie nicht!“

Das Gekrächze auf dem Baume wurde immer lauter und unwirſcher, und auf einmal flog die ganze Schaar mit heftigem Geſchrei davon.

Der Geſelle unter dem Baume erhob ſich, ſetzte die Erdſchollen wieder ein, klappte das Meſſer zuſammen und nahm ſich vor, die liederlichen Kameraden, die noch drüben tanzten, zu verlaſſen, ſobald er ſie aus des Teufels Klauen befreit, und dem unſtäten Leben zu entſagen.

Langſam ging er wieder denſelben Weg zurück und wiederholte die drei Fragen, um ſie ſich gut einzuprägen. Als er das Wirtshaus gegen Abend wieder erreicht hatte, war die Muſik verſtummt und der Lärm zu Ende.

Auf einer ſteinernen Bank vor dem Hauſe ſaßen die beiden andern Geſellen, die Haare fielen ihnen wirr ins Geſicht, und troſtlos ſchauten ſie ins Leere. Erſt war einer der drei flotten Tage um, die ihnen der Teufel

Digitized by Google

verſprochen, und ſchon hatten ſie die Luſtbarkeit ſatt. Der jüngſte weckte ſie aus dem ſtumpfſinnigen Brüten nicht auf; er hielt den Traum geheim und wartete mit den andern Geſellen, bis der zweite und dritte Tag vorüber war. Der Wirt fragte ſie öfters, ob ſie nichts zu eſſen und zu trinken begehrten, aber es gelüſtete ſie nicht ſtark danach. So erſchien der Morgen des vierten Tages.

Kaum hatten ſie ſich von ihrem Lager erhoben und waren ein wenig vor das Dorf hinausgewandert, ſtand der Teufel auch ſchon da, mit demſelben grünen Hütchen, in dem er ihnen vor drei Tagen auf der Straße erſchienen war. Auf ſeinem Geſichte lag ein zufriedenes Lächeln; er ſtrich ſich das Kinn und ſtellte die drei Fragen.

Die zwei ältern Genoſſen wußten kein Wort darauf zu erwidern. Der Kopf ſchmerzte ſie noch von dem wilden Gelage, und ſie ſchauten ſich ſchreckensbleich um, ob nicht jemand des Weges komme und ſie aus der entſetzlichen Lage befreie.

Da trat der jüngſte zwei Schritte vor und ſagte: „Ich will dir Rede ſtehen!“

„Sieh, ſieh!“ ſagte der Teufel, und verzog ſein Geſicht zu einem hämiſchen Lachen. „Was für einen Spielmann habe ich euch denn gegeben?“ Der Burſche erwiderte: „Hätteſt du dem Wirt die Katze gelaſſen, ſo hätten die Mäuſe den Speck nicht gefreſſen!“

„Hm, Hm,“ brummte der Teufel, und ein Schatten flog über ſein Geſicht. „Nun die zweite Frage: „Was für ein Licht habe ich euch denn gegeben, he?“ „Hätteſt du der Köchin den Feuerbeſen gelaſſen, ſo würde ſie die Kohlen beſſer zuſammengewiſcht und den Boden nicht angebrannt haben!“

„Gut,“ ſagte der Teufel, „aber nun kommt die dritte

Digitized by Google

Frage," und er ſpreizte die Beine und machte ein böſes Geſicht. „Was für eine Decke habe ich euch denn gegeben, he?" Der Burſche erwiderte ohne ſich zu beſinnen: „Hätteſt du dem Wirt das Kuhleder nicht geſtohlen, ſo müßte die Wirtin nicht barfuß gehen!"

Die zwei ältern Geſellen horchten atemlos und mit offenem Munde zu und kamen aus dem Staunen gar nicht heraus.

Der Teufel aber geriet in Zorn und machte ſich davon. Er ließ einen ſo ſchrecklichen Geſtank zurück, daß ſie faſt den Geiſt aufgeben mußten.

Digitized by Google

Der gescheite Hanse.

In der Eisten im Vispertal stand ein Hüttchen, das von drei Leutchen, Vater, Mutter und Sohn bewohnt wurde. Die Eltern hatten im Laufe der Jahre ein Sümmchen Geld auf die Seite gelegt, und da der Bube ein geweckter Bursche war, riet ihnen der Pfarrer, den Knaben in die deutschen Lande zu schicken, damit er an den Hochschulen studiere. Damals zog man sehr früh auf die Universitäten. Der Vater wollte zuerst nichts vom Studieren wissen, doch die Mutter bat ihn, den Sohn doch ziehen zu lassen, denn jedenfalls werde etwas ganz Apartes aus ihrem Sohne werden, vielleicht sogar ein Geistlicher. Da zog der Vater unter dem Bett den Geldsack hervor, zählte ein Sümmchen ab und legte es dem Buben in die Hand. „So, jetzt gehst du ins deutsche Land und studierst die Bücher!"

Der Bube zog fort, und als das Jahr um war, kam er wieder nach Hause. Da sagte der Vater: „Komm her, Hanse, und erzähle mir, was du gelernt hast!" Der Bube steckte beide Hände in den Hosensack und sagte: „Ich weiß jetzt, was die Frösche quacken!" „Wart, du Schlingel," brauste der Vater auf, „um Dummheiten zu treiben, habe ich dich nicht ins Deutsche geschickt! Jetzt bleibst du zu Hause und fütterst das Vieh!"

Hanse gehorchte und trieb jeden Tag die drei Kühe und die paar Ziegen auf die Weide. Aber als die Ferien um waren, bat er abermals um Geld, damit er zur hohen Schule ins Deutsche wandern könne. Der Vater, der dem

Digitized by Google

Sohne vieles zu liebe tat, kraute sich in den Haaren und wehrte sich lange, aber dann gab er ihm das Geld und ermahnte ihn, fleißig zu sein und keine dummen Streiche zu verüben. Hanse war glücklich und zog mit noch einem andern fahrenden Schüler aus demselben Tale davon.

Das Jahr war noch nicht zu Ende, als Hanse, zu einem schlanken Bürschchen herangereift, wieder über die Schwelle des väterlichen Hauses trat. Die Eltern begrüßten ihn freudig, und der Vater stellte gleich die Frage: „Nun Hanse, was hast du draußen gelernt?“

Der junge Student erwiderte mit heller Stimme: „Ich weiß jetzt, was die Hunde bellen!“ „So, schon wieder solche Narretei,“ rief der Vater entrüstet aus, „jetzt hast du mein letztes Geld verschleudert, morgen gehst du mit mir ins Holz!“

Hanse erwiderte nichts und arbeitete willig, aber als die Ferien verstrichen waren, bat er den Vater wieder um Geld, damit er die Studien in den deutschen Landen fortsetzen könne. Der Vater schaute ihn unfreundlich an und sagte: „Nein, damit kommst du mir nicht mehr, du bleibst hier, und dabei bleibt es!“ Da wandte sich der Sohn an die Mutter, und diese rüttelte den Vater, bis er weich wurde und dem Buben wieder das Geld auf die Hand zählte. Hanse versprach, fleißig studieren zu wollen und verabschiedete sich.

Nach Ablauf des Studienjahres kam er wieder nach Hause. Die Hosen reichten ihm kaum bis zu den Knöcheln, so sehr war er gewachsen. Der Vater stellte gleich wieder die Frage, was er jetzt studiert habe.

„Nun, ich weiß jetzt, was die Vögel singen,“ sagte Hanse, ohne mit den Wimpern zu zucken. Der Vater geriet in hellen Zorn und hätte den Buben geschlagen, wenn er

Digitized by Google

nicht so groß vor ihm gestanden hätte. Schon am nächsten Morgen ging er zu Markte und kaufte einen Trupp Schafe.

Diese mußte nun Hanse hüten. Tag für Tag saß er bei der Herde, und die Zeit wurde ihm recht lange dabei.

Als er eines Tages wieder so einsam und trübe gestimmt die Schafe weidete und zum Zeitvertreib an einen Baum hinauflangte, um zu fühlen, ob die Holzbirnen nicht bald mürbe würden, da sah er zwei gut gekleidete Männer des Weges ziehen. Sie grüßten freundlich und blieben bei ihm stehen. Sie waren in der besten Laune und erzählten, daß sie auf dem Wege nach Sitten begriffen seien, da dort übermorgen der Landeshauptmann gewählt werde und man nicht wissen könne, auf wen die Wahl falle, und sie blinzelten einander zu. Hanse merkte wohl, daß jeder von ihnen heimlich auf die Stelle hoffte. Da es ihn gelüstete, aus der Vergeinsamkeit heraus wieder einmal unter die Leute zu kommen, sagte er: „Ich würde euch gerne begleiten und den Weg zeigen, denn ich kenne ihn wohl, aber keinen Batzen habe ich im Sack, und der Vater würde mir kein Geld geben, nein, das würde er nicht!“ Da lachten die beiden und sagten, wenn er Lust habe, mitzukommen, so solle er sich ihnen nur gleich anschließen, wo es für zwei reiche, da reiche es auch für drei, und das Geld solle ihm keine Sorge machen.

Da trieb er die Schafe rasch heimwärts, tschu, tschu, setzte den Hut auf den Kopf, schnitt sich eine Haselgerte und zog mit den zwei Männern von dannen, zuerst der Visp entlang und dann das Rhonetal abwärts.

Als die Sonne sich senkte, führte der Weg durch sumpfige Wiesen, in denen die Frösche laut konzertierten. Die drei Wanderer waren müde, und keiner sagte zum andern ein

Digitized by Google

Wort. Da rief Hanſe plötzlich: „Ihr Herren, wißt ihr, was die Fröſche quacken?“ Die zwei Männer ſahen ihn von der Seite an und lachten: „Wie ſollten wir das wiſſen, weißt du es etwa?“ Hans erwiderte: „Ja wohl verſtehe ich ihre Sprache. Sie ſagen, in dem Wirtshaus, wo wir übernachten werden, liege eine Frau ſeit Jahren krank im Bett. Einer der Fröſche halte eine ungeweihte Hoſtie im Maule, wenn man ſie erwiſche, vom Pfarrer ſegnen laſſe und der Frau zu ſchlucken gebe, dann werde ſie entweder geſund oder müſſe noch im gleichen Augenblick ſterben!“

Die Reiſenden lachten den tollen Hanſe tüchtig aus und ſchenkten ſeiner Rede keinen Glauben. Als ſie aber das Wirtshaus erreichten und ſich herausſtellte, daß dort eine Frau bis auf die Knochen abgezehrt im Bett liege und kein Menſch ihr helfen könne, da dachten ſie doch, der junge Weggefährte könnte recht haben. Da trat Hanſe, der in den Sumpf zurückgegangen war, auch in die Stube und zeigte ihnen die Hoſtie, die er dem Froſche aus dem Maul geriſſen, und nun wurde der Knecht damit zum Pfarrer geſchickt, damit er ſie ſegne. Die kranke Frau, der man die Geſchichte von der Hoſtie erzählte, war bereit, ſie zu ſchlucken und dieſes letzte Mittel noch zu verſuchen. Als die Hoſtie zurückgebracht wurde, nahm die Kranke das gelbe Täfelchen ein, und nun fuhr es wie neues Leben durch ihren Körper. Sie fühlte ſich wie auf einen Schlag beſſer, die Kräfte nahmen raſch zu, und am nächſten Morgen konnte ſie zum erſten Mal ſeit vielen Jahren das Bett verlaſſen.

Die Frau dankte ſehr und fragte die Herren, wie viel ſie verlangten. Dieſe ſagten: „Nichts für uns, der Hanſe hat das alles gewußt,“ und da wurde er auch aufgefordert, ſeine Rechnung zu ſtellen. „Wenn es nicht zu viel iſt,“

Digitized by Google

sagte er bescheiden, „so gebt mir drei Kronen, denn meine Taschen sind leer!“ Da erhielt er fünf Kronen, und nun war er überglücklich.

Am Morgen darauf wurde die Reise fortgesetzt. Da es heiß war, hielten sie an einem schattigen Waldrand eine lange Mittagsrast, dann setzten sie den Weg fort und näherten sich gegen Abend dem Dörfchen Leukergrund. Im Schloßwirtshause, wo die zweite Nacht zugebracht werden sollte, kläfften die Hunde. Da fragte Hanse die Reisekameraden, ob sie wüßten, was die Hunde bellten. Wiederum richteten sich zwei fragende, ungläubige Gesichter auf ihn, und sie lachten und riefen: „Wie sollten wir das wissen können, weißt du es doch auch nicht!“

Hanse lächelte und sagte: „Ich verstehe ihre Sprache so gut wie die eure. Sie bellen, nach dem Nachtessen werde ein armseliger Bettler ins Schloß kommen, Almosen verlangen und Unterkunft, dann werde er bei der Türe liegen, um Mitternacht aufstehen, eine Pfeife ertönen lassen, dann werden elf andere Räuber herbeieilen, das Schloß berauben und die Insassen ermorden!“

Die Gefährten betrachteten den Burschen mit scheuer Verwunderung, dann lachten sie wieder laut auf, gedachten aber im Weiterwandern der Frösche und der kranken Frau im Wirtshause und fanden für gut, die ganze Geschichte den Schloßbewohnern zu erzählen.

Als der Bettler kurz nach der Abendmahlzeit erschien, demütig um Almosen und Nachtlager bat und sich dann hinter die Türe legte, da schwanden die Zweifel, und sofort wurde die Polizei geholt. Die Schloßknechte wurden mit den vorhandenen Waffen versehen; dann umstellten sie mit der Polizei das Schloßgebäude und legten sich, hinter Büschen, Fässern und Brettern wohlversteckt, auf die Lauer

Digitized by Google

Gegen Mitternacht erhob sich der Bettler von seinem Lager, öffnete leise die Türe und ließ einen gellenden Pfiff ertönen. Die elf Räuber schlichen herbei, wurden aber teils niedergemacht, teils gefangen genommen. Der Bettler wurde ebenfalls geknebelt und mit den andern in den Turm geworfen.

Die Schloßleute wußten den Herren großen Dank und fragten, was sie ihnen schuldig seien. Diese wiesen auf den Hanse, der die Sprache der Hunde kenne, und da verlangte er fünf Louisdor, wenn das nicht überfordert sei. Er erhielt aber das Doppelte, und nun konnte er nicht nur seine Reise selbst bezahlen, sondern den Eltern in Sitten noch ein schönes Geschenk kaufen.

Tags darauf wanderten die drei Freunde wieder talabwärts, und als bald die zwei Hügel der Stadt Sitten in Sicht kamen, plauderten sie lustig in den Tag hinein. Die Straße war bis weit vor die Stadt hinaus mit alten Nußbäumen bepflanzt, und im Wipfel einer mächtigen Krone saß ein Vögelein und sang gar wunderschön. Hanse unterbrach das Geplauder und fragte, ob sie wüßten, was der Vogel pfeife. Wieder sahen sie ihn mit großen Augen an und sagten, ob er die Sprache der Vögel auch verstehe. Hanse sagte: „Ja, die verstehe ich noch am besten; der Vogel singt, heute werde in Sitten der Landeshauptmann gewählt und einer von uns sei der Auserkorene!"

Die beiden Gefährten blieben stehen und machten saure Gesichter. „Ei was, meinst du etwa auch noch Landvogt zu werden, du Grünspecht, ja wohl!" Und sie fingen mit ihm Streit an. Er aber sagte gelassen, er habe ihnen ja nur wiederholt, was der Vogel gesungen habe; sie sollten nur ins Städtchen gehen, er bleibe gerne hier zurück, bis die Wahl getroffen sei. Da ließen sie ihn allein und beeilten

Digitized by Google

sich, fortzukommen. Er legte sich ins Gras, streckte die müden Beine aus, schaute in den tiefblauen Himmel und wartete wohl eine gute Stunde und noch mehr im Schatten des Nußbaumes, dann setzte er langsam den Weg fort.

In Sitten hatte sich die Kunde von dem großen Wissen des Hanse schon verbreitet, und alle Welt erzählte von der wunderbaren Heilung der Frau durch die sonderbare Hostie und der gelungenen Rettung der Schloßleute in Leukergrund aus Räuberhand; da hieß es, einen bessern und tüchtigern Landeshauptmann als den Hanse könnte man nicht wählen, und so wurde er von der Behörde zum Landesvorsteher vorgeschlagen und vom Volke einhellig erwählt.

Da er das Amt bald antreten mußte, blieb er in Sitten und schrieb seinen Eltern, sie möchten das Häuschen in der Eisten verkaufen und zu ihm nach Sitten ziehen. Das Geld, das sie für seine Studien in den deutschen Landen ausgegeben, sei doch nicht alles verloren gewesen, und nun möchte er ihnen vergelten, was sie für ihn getan hätten.

Digitized by Google

Der Schmied von Rumpelbach.

In uralter Zeit lebte im obern Rhonetal ein tüchtiger Schmied, der sich großer Kundschaft erfreute und weit und breit nur der Schmied von Rumpelbach geheißen wurde. Von den Schneehalden herab und aus den Seitentälern heraus kamen die Leute, um sich von ihm bedienen zu lassen, denn er hatte die besten Eisen und Hufnägel und verstand es, den Pferden und Maultieren das Eisen so glatt und fest anzulegen, daß es monatelang hielt, und so lange man sich besinnen mochte, war noch nie ein Tier von der Schmiede lahm weggeführt worden.

Da hielt auch einmal ein vornehmer Reitersmann vor der Schmiede an und ließ sich vom Meister das Pferd beschlagen. Das ging so geschwind, daß der fremde Herr staunte. Als er die Eisen prüfte, saßen sie wie angegossen, so daß er den Meister heranrief und zu ihm sagte, er dürfe sich für die gediegene Arbeit etwas Schönes wünschen. Die Frau, die eben daherschlurfte, um ihrem Mann einen Halben goldenen Muskatellers auf das Bänklein zu schieben, raunte ihm ins Ohr: „Wünsche dir den Himmel!“ „Den müssen wir verdienen,“ sagte der Schmied gelassen, „den können wir nicht wünschen!“

„Nun, so will ich mir etwas wünschen,“ sagte der Meister und wischte sich mit der rußigen Hand die Stirne, von der der Schweiß tröpfelte. „Ich besitze im Garten einen schönen jungen Kirschbaum, der jedes Jahr über und über mit schwarzen Kirschen behangen ist; doch jedesmal wenn ich

Digitized by Google

sie pflücken will, ist schon einer oben gewesen und hat sie weggefressen, und so habe ich stets das Nachsehen. Ich wünsche, daß der Spitzbube, der verstohlener Weise auf den Baum klettert, nicht mehr heruntersteigen kann und mich zu Hilfe rufen muß!"

Der Herr sagte, er habe sich da etwas Vernünftiges gewünscht, bestieg sein Pferd und ritt weg.

Nach einiger Zeit hielt der Herr wieder vor der Schmiede an, um das Pferd beschlagen zu lassen. Der Schmied erkannte ihn sogleich, rückte das Käpplein, setzte die Eisen an und erwarb sich von neuem die volle Zufriedenheit des Reiters, denn dieser sagte, er dürfe sich wieder etwas wünschen. Die Frau hatte den Fremden durch die Butzenscheiben erspäht und kam eilig daher und flüsterte ihm über die Schultern zu: „Wünsche dir den Himmel!"

Der Mann erwiderte: „Ach mit deinem Himmel, den muß man doch verdienen!" Dann wandte er sich zu seinem Gönner: „Nun, in der Stube steht ein Lehnstuhl, weich gepolstert, wenn ich müde bin und mich hineinsetzen will, ist er immer schon belegt. Ich wünsche, daß die Person, die sich drauf setzt, so lange dran kleben bleibt, bis ich ihr hinaushelfe!"

Der Fremde nickte beifällig, schwang sich aufs Pferd und entfernte sich.

Nach geraumer Zeit stieg der fremde Herr wieder vor der Schmiede ab und übergab dem Meister das Pferd zum Beschlagen. Dieser schob das Käpplein nach hinten, machte sich hurtig an die Arbeit, ließ die Funken sprühen und den Hammer ertönen. Mit einigen wuchtigen Schlägen hämmerte er das Eisen in die richtige Form, und mit wohlgezielten Streichen setzte er die Nägel ein. Er hatte selbst das Gefühl, noch nie so rasch und gut seine Arbeit verrichtet zu haben.

Digitized by Google

Der Herr beſah ſich den neubeſchlagenen Fuß des Pferdes und ſagte lächelnd: „Gut, gut, du darfſt dir wieder etwas wünſchen, Meiſter!“ Die Frau paßte ſchon lange hinter dem Fenſter; nun öffnete ſie dasſelbe ſo raſch, daß der Nelkentopf auf die Straße fiel und klirrend zerſchellte, und rief ganz laut, daß der Herr es hören konnte: „Wünſche dir den Himmel, Mann, du Narr, wünſche dir den Himmel!“

Der Mann warf ihr einen ärgerlichen Blick zu: „Laß mich doch in Ruhe mit deinem Himmel, den muß man verdienen und nicht wünſchen!“

Er wandte ſich zum Reitersmann und ſprach: „Ich habe hier einen Nagelſack, aus dem mir öfters Nägel geſtohlen werden. Wer in das Säcklein greift, ſoll die Hand nicht mehr herausbringen, bis ich ihm helfe!“

Der Reiter klopfte ihm auf die Schultern und ſagte: „So iſt es recht, Meiſter,“ ſchwang ſich aufs Roß und galoppierte davon.

Von dieſer Stunde an ſah ihn der Schmied nicht mehr.

Als er alt geworden und den Hammer nicht mehr zu ſchwingen vermochte wie in frühern Jahren, da klopfte es eines Tages gar ſonderbar an die Türe. Er legte das Werkzeug nieder und ſchlurfte hinaus, um nachzuſehen, wer draußen ſtehe. Da meldete ſich der Teufel: „Es iſt Zeit, komm mit,“ ſagte er, „den Himmel haſt du ja doch verſcherzt!“ Der Schmied ſchrak leicht zuſammen, faßte ſich aber ſchnell und ſagte, er habe noch nicht Zeit, er müſſe noch einen alten Dreifuß flicken, der heute Abend abgeholt werde. Damit die Arbeit raſcher vorrücke, ſolle er ihm aus jenem Nagelſack ein paar Nägel herausholen.

Der Teufel griff mit der Rechten hinein und blieb drin hängen. Er ſchüttelte den Sack, daß die Nägel klirrten

Digitized by Google

und verbiß die Lippen, brachte aber die Hand nicht mehr heraus. „Laß mich los," schrie der Teufel, „laß mich los!"

„Schenke mir noch ein paar Jährchen," sagte der Schmied und hämmerte drauf los, dann lasse ich dich laufen!" Der Teufel versprach es, und alsbald konnte er die Hand zurückziehen, die er kräftig ausschleuderte, dann trollte er sich von dannen.

Als die geschenkten Jahre verstrichen waren und des Meisters Bart schneeweiß geworden, meldete sich der Teufel wieder und winkte ihm zu folgen.

Der Schmied lächelte pfiffig und sagte: „Gleich werde ich bereit sein, aber in den aufgestülpten Hemdsärmeln und den abgetragenen Werktagshosen darf ich mich neben dir nicht zeigen; ich will schnell die bessern Kleider anziehen; geh in die Stube und setze dich unterdessen in den Lehnstuhl!"

Der Teufel tat, wie er ihm geheißen, und der Schmied zog das Sonntagsgewand an, stellte sich vor ihn hin und sagte: „So, jetzt stehe auf und laß uns gehen!"

Der Teufel ruckte und zerrte mit aller Gewalt an dem Stuhl, fuhr damit blitzschnell im Zimmer herum und konnte sich doch nicht losmachen. „Höre nur auf," sagte der Schmied und kraute sich im Barte, „das Reißen und Stoßen nützt dir alles nichts, gib mir noch einige Jährchen zu, dann lasse ich dich frei!"

Der Teufel versprach es, wurde von dem lästigen Stuhle befreit und hinkte schnell davon.

Als die Zeit um war, erschien der böse Feind zum dritten Mal und schrie schon von weitem: „Jetzt rüste dich, jede Ausrede ist umsonst; du wirst mir diesmal nicht entwischen!"

„Das sehe ich auch ein," sagte der Schmied, dessen Schultern schon ein bißchen vornüber neigten, und er

Digitized by Google

verkniff die Augen, „die letzte Bitte aber wirst du mir nicht versagen! Dort im Garten hangen die schönsten reifen Kirschen. Pflücke mir ein Körbchen voll, das gibt dir ja wenig zu tun, damit ich mich satt esse, bevor ich den schweren Gang antrete!“

Der Teufel brummte: „Du hast doch immer etwas zu wünschen, aber wenn es deine Lieblingsfrucht ist, also meinetwegen,“ und er kletterte hurtig auf den Baum und sammelte so flink wie ein Affe die Früchte ins Körbchen. Als es voll war, begann er kläglich zu winseln, denn er konnte nicht mehr hinunter. Der Schmied hüpfte vor Freude und lachte sich ins Fäustchen.

„Laß mich hinunter,“ jammerte und heulte der Teufel, ich schenke dir gerne noch einige Jährchen!“

„Nein, nein,“ sagte der Schmied, „so schnell kommst du mir diesmal nicht davon. Gibst du mich frei für immer, dann magst du heruntersteigen, sonst bleibst du dort oben bis in alle Teufelsewigkeit!“

Der Böse versprach es, sprang in einem Satz vom Baum, rollte den Schwanz auf und verschwand.

Der Schmied hatte sich einen tüchtigen Gesellen herangezogen, so daß er sich auf die leichten Arbeiten beschränken konnte. Als hochbetagter Greis starb er.

Der Tod führte ihn vor das Höllentor und klopfte an. Da rief eine Stimme heraus: „Wer ist da?“ „Der Schmied von Rumpelbach,“ lautete die Antwort. Da gab's einen großen Lärm. „Den können wir nicht brauchen,“ schallte es zurück, „der schlägt uns krumm und lahm; geht vor eine andere Türe!“

Vor dem Fegefeuer erhielten sie dieselbe Antwort; da zogen sie weiter und pochten leise an die Himmelspforte. Als der Pförtner öffnete und den Schmied erblickte, brummte

Digitized by Google

er ihn an: „Für dich ist kein Platz hier, denn du hast dir nie den Himmel gewünscht!“ „So öffne mir nur die Türe ein ganz klein wenig, damit ich einen Blick tun kann in all die Herrlichkeit des Paradieses!“

Petrus gewährte ihm die Bitte und schloß die Türe auf. Da warf der Schmied schnell sein Schurzfell hinein, sprang mit einem tüchtigen Satz drauf und rief:

„Der Schmied von Rumpelbach
Sitzt hinter der Himmelsporte uf siner Sach!“

Petrus verzog sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und drückte ihm die Hand: „Drin bist du, und drin sollst du bleiben, denn du hast dir den Himmel verdient, aber mit solcher List ist mir noch keiner hineingeschlüpft!“

Digitized by Google

Der Gang ins Paradies.

Vor vielen Jahren lebte auf Schattenhalb ein Kesselflicker, der mit dem besten Willen seine Familie nicht mehr durchschleppen konnte, denn es fehlte ihm an der Arbeit. Ueberall, wo er auf seiner Wanderung hinkam, fand er die Leute in der größten Armut und in schrecklichem Elend, denn die Pest hatte die Dörfer verseucht und ganze Familien samt dem Vieh und dem Haushund weggerafft. Die Ueberlebenden waren infolge des Schreckens wie vom Wahnsinn befallen, tobten und rannten wie besessen durch die Dorfstraßen oder saßen wie betäubt vor den Häusern und brüteten vor sich hin. Auf der Schattseite hatte er schon alle Dörfer durchhausiert und grad so viel oder wenig verkauft, daß es kaum der Rede war. Müde und zerschlagen zog er über die Rhone auf die Sonnseite. Aber dort hatte die Pest ebenso schlimm gehaust. Er stieg die Berghalde hinauf, und er keuchte und mußte sich von Zeit zu Zeit den Schweiß von der Stirne wischen. Sein einziger Wunsch war, sich hinzulegen und zu ruhen, zu ruhen für immer. In dem Dorfe, das er jetzt durchschritt, war es totenstill. Die Haustüren waren weit offen, ein übler Leichengeruch ließ ihn erschaudern, und auf alles Klopfen rührte sich kein Mensch. Vor der letzten Hütte kauerte auf der Hausschwelle ein steinaltes Männchen mit einem langen zerzausten Bart und grünen Froschaugen. Traurig schaute das Männchen zu ihm auf und sagte mit schnarrender Stimme: „Brauchst dir keine Mühe zu geben mit deinem Klimpergeschirr, wirst

Digitized by Google

für keinen Fünfer Blech verkaufen, denn die Peſt iſt hier zu Gaſt geweſen. — Ja, ich bin der einzige Ueberlebende des Dorfes, und ich werde dir nichts abnehmen, denn ich habe gutes und ſchlechtes Geſchirr im Ueberfluß. — Ein reicher Mann bin ich geworden, das ganze Dorf gehört mir, mir allein," und da lachte er wild auf und ſchlug ſich mit der Fauſt an die Stirne. Dann glotzte er ihn wieder mit dem alten traurigen Blick an: „Soll ich dir den Weg zeigen, wo du Arbeit finden wirſt?"

Der Keßler ruckte ſein ſchweres Bündel am Rücken und ſagte: „Ja, ich wäre froh, aber es wird halt nirgends mehr etwas zu machen ſein, und das Geſchirr bleibt mir auf dem Buckel!"

Das Männchen aber reckte ſich und deutete ihm, zu folgen. Er ſteckte die dicke Haſelgerte zwiſchen die Keſſel und Zinnpfannen, ruckte damit das Bündel und ſtapfte hinter dem Männchen drein, das langſam den Berg hinauftrippelte, alle zehn Schritte anhielt, hüſtelte und ihn zuletzt auf eine ſpitze Fluh hinaufführte, die von hinten leicht zu erſteigen war, vorn aber tannenhoch und ſchroff abfiel. Die Sonne war ſeit geraumer Zeit hinter die Berge geſunken, und es dunkelte raſch. Das Männchen wies auf einen ſchmalen Pfad, der von dem Felſenzahn, auf dem ſie ſtanden, in ſchnurgerader Richtung, aber ſtets aufwärts ſteigend, über das breite Rhonetal hinüber auf die Spitze des Gliſerhornes führte, das mit ſeinem Schneegipfel über die dunkle Maſſe der Felſenkette aufragte. Auf der Spitze des Gliſerhornes brannte ein Lichtlein, nicht größer als die Sterne am Himmel. Das Männchen ſchnarrte: „Schlag dieſen Weg ein und halt immer ſcharf auf das Licht! Die ſtockdunkle Nacht wird hereinbrechen, und die böſen Geiſter werden dir zum Scheine große breite Brücken bauen; du darfſt

Digitized by Google

aber das Licht nicht aus den Augen verlieren, sonst wirst du in ewige Nacht versinken. Unter der Brücke lagert das Meer, und das Meer wird ruhig daliegen, wie ein grüner Bergsee, dann wird es rot und wallend werden und zuletzt schwefelgelb und stinkend, und die wütenden Wellen werden über den Weg schlagen und dich zu verschlingen drohen!"

Der Kesselflicker, dem das ferne, ferne Lichtlein neue Hoffnungen erweckte, bedankte sich sehr, packte den Geschirrstecken fest in die Faust, stützte sich drauf, faßte das Lichtlein scharf ins Auge und begann die Wanderung auf dem schmalen Luftweg. Im großen, langsamen Bergschritt griff er tüchtig aus, so daß die Blech- und Zinngeräte an seinem Rücken klirrend zusammenprallten und den Takt dazu schlugen. Unter sich sah er eine grünschillernde Wasserfläche, die sich dehnte wie ein unendliches Meer, aber bald glühte der Meeresspiegel auf in einem Purpurrot; die Wellen begannen sich zu kräuseln, wurden größer und größer, und dieses Hin- und Herwiegen der Wellen machte ihn schwindlig; er fing an zu schwanken und zu straucheln, fand aber mit dem Stecken immer wieder das Gleichgewicht. Wenn er nur einen Herzschlag lang in die Tiefe schielte, so glaubte er schon zu stürzen, doch rasch richtete er sich an dem strahlenden Lichtlein wieder empor und schritt wacker fürbaß. Er achtete der schönen, breiten und hell erleuchteten Brücken nicht, die verlockend aus dem Wasser aufstiegen, und blieb auf dem schmalen holprigen Weg. Je näher er dem Lichtlein auf der Gliserhornspitze entgegenrückte, desto heller brannte es. Der Pfad war jetzt in tiefstes Dunkel gehüllt, und nun brauste es unter ihm wie Meeressturm; die gelblich schimmernden Wogen rollten mit unerhörter Kraft gegen den Weg, den er wanderte, überschlugen sich und drohten, ihn fortzureißen. Aber wie an

Digitized by Google

granitenen Felskanten zerschellten sie, so daß der kochende Gischt wie Riesengarben hoch aufspritzte, ihm ins Gesicht schlug, ihn in einen Schaumschleier hüllte und seine Kleider durchnäßte. Das stinkende Wasser verschlug ihm fast den Atem. Aber schon war er dem lichten Sterne ganz nahe gekommen, und mit der letzten Kraft kämpfte er sich durch die schäumende Brandung und die Wellen, die links und rechts von ihm turmhoch aufspritzten.

Da versank plötzlich das Meer unter ihm, eine große heilige Ruhe umgab ihn, er war am Ziele und stand auf einem großen ebenen Platze. Vor sich schaute er eine mächtige Kirche aus schneeweißem Marmor aufgebaut. In der schönen, reichgeschmückten Fassade zählte er zwölf Türen. Auf der Spitze des Turmes, der in den Himmel hinein zu ragen schien, glänzte der Stern in blendend weißem ruhigem Lichte. Das kam ihm alles so feierlich, so schön und so heilig vor, daß er die Hände falten mußte. Ueber dem Eingangsportal stand zu lesen: Dom der ewigen Freude. Zu beiden Seiten des Portales standen die Wächter in weißen Hemden mit goldenen Kragen, und darauf war geschrieben S Z (Sit Zion). Der eine trug auf der Schulter einen Pickel, der andere eine Schaufel.

Der Kesselflicker wollte sein schweres Werkzeuggräf niederlegen, um als anständiger Mensch in den Dom zu treten; es wurde ihm aber gedeutet, er möchte nur alles mitnehmen. So schritt er mit der klirrenden Bürde durch das Portal in eine festlich erleuchtete, von Menschen angefüllte Halle. Sie sah aus wie das Innere der Kirche zu Hause, nur war hier alles groß, majestätisch, feierlich. Vorn und hinten wurde die Halle gekreuzt von einem Quergang. Auf der rechten Seite des vordern Kreuzganges bemerkte er eine Totenbahre. Er stellte sein Blechgeschirr so leise als möglich

Digitized by Google

drauf nieder, kniete völlig erschöpft und schweißbedeckt in einen Stuhl und hörte auf die schöne himmlische Musik, die aus dem Chor zu ihm herüberdrang. Das klang bald wie das Brausen der Orgel, bald wie das Rauschen des Wildbaches, der, von den Höhen niedergestiegen, ruhig und gemach durch die grünen Auen der Niederung dahinzieht. Die Seelen im Kreuzgang waren mit weißen Gewändern verhüllt, kehrten dem Portal den Rücken zu und hielten beide Hände vor das Gesicht. Die Seelen im Kreuzgang vor dem Chor, unter denen er sich auch befand, hielten die Arme auf den Stuhl gestützt und achteten seiner nicht.

Der Keßler wagte kaum zu atmen, so feierlich war es ihm zu mute, und er schaute staunend herum. So weit sein Auge reichte, alles starre, unbewegliche Gestalten, nur im Chor vorn herrschte heller Jubel, als ob lauter Engelstimmen erschallten. Dort mußte es schön sein, dorthin wollte er gehen.

Er stand auf, aber zwei weißgekleidete Knaben näherten sich ihm, faßten ihn sanft an den Armen und sagten, er dürfe nicht so schmutzig in den Chor, er solle ein wenig warten. Da sank er wieder in den Stuhl zurück, aber als die Knaben verschwanden, probierte er nochmals, nach vorn zu gelangen, denn es zog ihn mit aller Kraft dorthin, aber da erschienen zwei festlich gekleidete Männer in roten Gewändern und sagten zu ihm: „Folge uns, du bist noch nicht sauber, wir werden dich waschen und reinigen, dann darfst du zu den Scharen gehen, die im Chore singen und lobpreisen!“

Sie führten ihn am Arme durch die Menge, die stumm Platz machte, schritten mit ihm durch die Türe des Kreuz-

Digitized by Google

ganges, stiegen die Treppe eines hohen Turmes hinauf und öffneten die Türe, die in ein schönes Zimmer führte. Auf dem Tische lagen Geißeln mit fest zusammengedrehten Schnüren; an der Wand standen Waschgeschirre, und in der Mauer befestigt blinkten große goldene Hahnen. Die Männer zogen ihm die Kleider aus, füllten die Zuber mit Wasser, gossen zuerst laues, dann kochend heißes Wasser über ihn und peitschten ihn mit den Geißeln, daß die Haut in Fetzen von ihm fiel. Dann bespritzten sie ihn mit eiskaltem Wasser, und sofort bedeckte sich sein Leib mit einer jungen, zarten Haut, und die schrecklichen Schmerzen lösten sich auf in ein wunderbares himmlisches Wohlbehagen. Hierauf zogen sie ihm ein feines weiches Musselinhemd an und sagten, jetzt dürfe er in das Chor gehen. Sie geleiteten ihn die Treppe hinunter und durch den Kreuzgang zu den singenden Seligen, hießen ihn in einen großen gepolsterten Lehnstuhl knieen und den himmlischen Vater um ein schönes ewiges Hüttchen bitten; er solle sich etwas recht Schönes ausdenken und dann das wünschen. So kniete er im Chor nieder und betete das Vaterunser so innig, daß er darob das Wünschen vergaß. Kaum war er damit zu Ende, so waren die Knaben schon wieder zur Stelle und winkten ihm zu folgen, damit er einem andern Platz mache. Sie schritten zum Tempel hinaus, und vor der Türe angekommen, wanderten sie fast eine halbe Stunde auf einer schönen breiten Straße. Hohe Bäume mit großen Blättern säumten den Weg ein, Bäume von solcher Pracht, wie er noch keine gesehen, und zwischen den Stämmen durch sah er in einen unermeßlichen Garten, in dem es herrlich duftete von Levkojen, Reseden und Geranien. Er sog den Duft ein und konnte nicht genug davon bekommen. Da standen sie vor einem Weinberg, der voll reifer Früchte hing.

Digitized by Google

„Iß, so viel es dich gelüstet," sagten die Führer zu ihm. Er pflückte eine Traube, aber jedesmal, wenn er eine Beere zum Munde führen wollte, war er schon satt. Als er alle Sorten probiert hatte, überreichte ihm einer der Knaben an einem grünen Band den Schlüssel zu seinem Haus, das er nun ewig bewohnen sollte.

Er konnte nicht recht erkennen, wie es aussah, denn es flimmerte ihm vor den Augen ob all der Pracht, die ihn umgab. Er sah nur, wie mächtige Nelkenstöcke vom dunkelsten Rot bis zum schneeigen Weiß über die Gesimse herunterhingen. Als er bemerkte, ob er denn mit diesem einen Schlüssel alle Türen aufschließen könne, erwiderten die Knaben, dieser eine Schlüssel öffne überall. Dann fragte er noch, ob er nicht auch seine Familie und seine Verwandten und Freunde herbeiholen könne, denn hier sei es so schön, und er fühle sich so glücklich. Da sagten die Knaben: „Sie werden schon kommen, aber nicht alle. Siehst du dort vor dem großen Portal des Domes den Bischof in der hohen Mütze und dem langen Krummstab? Der steht schon lange dort und kann noch lange warten, er kommt doch nicht hinein!"

Er nickte mit dem Kopf, dankte nochmals, und die Knaben verschwanden.

Digitized by Google

Das Zauberschloss im Arbenwald.

In einem einsamen Waldwinkel lebte der Schnetzer Jos mit der Frau und einem eben erwachsenen Sohne, der schon eine Liebste hatte drüben über der Rhone, so jung er noch war, zu der er jeden Samstag Abend zu Lichte ging. Die Eltern verlangten, daß er sich das Mädchen aus dem Kopfe schlage, denn er habe vorläufig Besseres zu tun, als ans Heiraten zu denken; aber da der Bursche nicht von ihr lassen konnte, drohte ihm der Vater mit dem Teufel, wenn er nochmals über die Rhonebrücke ins Haus des Mädchens gehe. Der Sohn erwiderte, vor dem Teufel fürchte er sich so wenig wie vor dem Tod, und von dem Mädchen lasse er nicht. Der Vater aber war nicht einer von denen, die einem Sohn, dem kaum der Flaum am Kinne sproßt, den Willen lassen. Er holte im Stalle zwei Bockshörner, steckte sich in Teufelskleider und stellte sich bei einbrechender Nacht vor der Rhonebrücke auf und wartete auf den starrköpfigen Sohn. Es ging auch nicht lange, so kam dieser schon eiligen Schrittes daher, ohne eine Ahnung zu haben, was der Vater mit ihm vorhatte. Dieser aber pflanzte sich mitten in den Weg und neigte den Kopf nach vorn, so daß die beiden schwarzen Hörner gar furchtbar drohend aussahen. Der Bursche blieb stehen und rief ihn dreimal an. Da er keine Antwort erhielt, ergriff er einen großen kantigen Stein, schlug den Teufel nieder und setzte den Weg fort. Er mochte an diesem Abend aber nicht lustig sein, blieb nicht lange bei der Liebsten und machte

Digitized by Google

sich bald wieder auf den Heimweg. Beim Ausgang der Brücke lag die schwarze, unförmliche Teufelsmasse immer noch regungslos am Boden. Er warf einen scheuen Blick darauf, ging schweigend daran vorüber und fragte zu Hause sofort nach dem Vater. Die Mutter erschrak und sagte, er werde ihn wohl gesehen haben, er habe sich als Teufel verkleidet und sei gegen die Brücke gegangen, um sich dort zu postieren und ihm Furcht einzujagen.

„Dann habe ich den Vater erschlagen," jammerte der Sohn und schluchzte laut auf. Noch am selben Abend holte man den Toten, und der Sohn stellte sich tags darauf dem Gerichte.

Die Richter urteilten, wenn er ein so kecker Mann sei und sich nicht einmal vor dem Teufel fürchte, so wollen sie ihm zur Sühne eine Strafe erteilen, die seinen Mut auf die höchste Probe stellen werde. Sie befahlen ihm, des Nachts durch den Arbenwald zu gehen, von dem noch niemand lebend herausgekommen sei. Wenn er Glück habe und sich mit heiler Haut durchschlage, so sei er ohne weiteres freigesprochen.

Der Bursche sagte, er sei mit jeder Strafe zufrieden, wenn er damit nur die böse Tat sühnen könne; ein Gang durch den Arbenwald sei ihm schon recht, er hoffe, die bösen Waldteufel werden ihn dann ein bischen martern. Er erhielt noch die Erlaubnis, eine Stola umzulegen, eine gesegnete Kerze und ein Buch in die Tasche zu stecken, und als er damit fertig war, ließ er sich von der Polizei bis zu den ersten Waldbäumen führen und schritt dann ohne die geringste Furcht in den Wald hinein. Bald umgab ihn pechfinstere Nacht; nicht ein einziges Sternlein glitzerte am Himmel. In dem stämmigen Hochwald rauschte und flüsterte es wie in jedem andern Walde. Nachtfalter

Digitized by Google

schwirrten vor seinen Augen vorüber und streiften Wange und Nase, Glühwürmchen funkelten, ab und zu huschte eine Fledermaus über ihn weg, und ein betäubender Blumenduft berauschte ihn. Dann verschwand der Weg, und er mußte sich mühsam durch allerlei Wildwuchs und Gestrüpp durchtasten. Er stolperte auch etliche Male über Tannengewurzel und dachte eben, wie lange das noch so gehen werde und Mitternacht müsse heranrücken, als sich das Dickicht lichtete und er ganz in der Nähe ein Licht aufblitzen sah. Er hielt auf dasselbe zu und glaubte, jetzt könne er jeden Augenblick aus dem Wald heraustreten und die Gefahr sei vorüber, als er plötzlich vor einem großen, matt erleuchteten Palaste stand, der aus dem schönsten Arvenholz gezimmert war. Die hohe Flügeltüre war mit Silber beschlagen, und es nahm ihn wunder, wer wohl in diesem schönen Waldhause wohnen möchte. Da die Türe verschlossen war, klopfte er an, nicht mit dem Finger, sondern mit der geballten Faust. Das tönte aber nicht hohl, sondern spitz und scharf und ohne Widerhall. Doch niemand kam, ihm zu öffnen. Er klopfte ein zweites und ein drittes Mal und immer stärker; nun flog die Türe auf, und er konnte eintreten. Kein Mensch kam ihm entgegen, und nun stand er schon wieder vor einer Türe, wo er abermals dreimal anpochen mußte, bevor sie sich öffnete, dann vor einer dritten, die beim ersten ungestümen Klopfen nachgab und sich leise aufschloß. Er sah in einen düstern, altertümlichen Saal hinein, in dem ein einziges Lichtlein eine matte Helle verbreitete. Der Saal war leer und dürftig ausgestattet. In der Mitte stand ein Tisch und daneben ein Stuhl. Auf dem Tisch bemerkte er eine Flasche Wein, Käse und Brot. Er setzte sich auf den Stuhl, zündete seine Kerze an, schob den Teller mit den Speisen zurück, schlug sein Buch auf

Digitized by Google

und las darin. Er hatte seine Sinne aber nicht bei den Buchstaben, er las immer dieselbe Seite herunter, ohne etwas zu verstehen, und dachte an ganz andere Dinge. Er war gespannt, zu erfahren, was jetzt wohl kommen und mit ihm geschehen werde. Er schaute von Zeit zu Zeit zurück, um zu sehen, ob nicht schon jemand hinter ihm stehe, aber er erblickte nur die vier düstern Wände des Saales, und kein Laut durchdrang die Stille.

Auf einmal klopfte es an die Türe. Er zuckte zusammen, rührte sich aber nicht und schwieg. Man hat mir auf mein Klopfen auch keinen Bescheid gegeben, dachte er und blickte starr nach der Türe. Beim dritten Klopfen flog sie unter furchtbarem Krachen auf, durch den Palast ging ein Zittern, die Kerze flackerte, drei kohlschwarze Riesen erschienen und stellten sich, ohne ein Wort zu sprechen, vor ihm auf und winkten ihm, zu folgen. Die Riesen begleitete ein häßlicher schwarzer Hund, in dessen Auge ein Kohlenfeuer zu brennen schien, das in einem fort die Farbe wechselte, bald rot aufglühte, bald grünlich leuchtete. Der Bursche besann sich eine Weile, was er tun solle, und da dachte er, hier könne er doch nicht bleiben und stand auf. Nur der Hund gefiel ihm nicht. Er zog rasch die Stola aus und band mit den Aermeln die Bestie am Tischbein fest. Dann empfahl er sich seinem Schutzgeiste und geleitete die Riesen die lange Treppe hinunter in eine unterirdische Gruft. Dort angelangt, ergriffen sie Pickel und Schaufel, die bereit lagen und gaben ihm ein Zeichen, mit dem Werkzeug zu arbeiten. Er aber wehrte sich und sagte:

„Ich habe hier nichts eingegraben und werde nichts ausgraben!"

Da griff der erste der Riesen selber zum Pickel und lockerte mit kräftigem Schwunge die Erde. Der zweite der

Digitized by Google

Geister nahm die Schaufel und deutete ihm, die aufgelockerte Erde weg zu schaufeln. Er aber sagte:

„Ich habe hier nichts eingescharrt und werde nichts ausscharren!"

Da setzte der Riese selbst das Werkzeug an, und nun kamen große schwere Steinplatten zum Vorschein. Der dritte deutete ihm, die Platten zu heben. Er schränkte die Arme übereinander und sagte:

„Ich habe nichts eingedeckt und decke nichts ab!"

Die drei Geister hoben nun die Platten mit großer Anstrengung und entblößten drei mächtige Metalltöpfe, in denen die Gold- und Silbermünzen funkelten, als ob sie eben erst geprägt worden wären. Wiederum gaben sie ihm zu verstehen, er möchte den ersten der Geldtöpfe heben. Er aber sagte:

„Ich habe hier nichts eingestellt und stelle nichts heraus!"

Da hoben sie das Gefäß selbst, und als er beim zweiten Topf dieselbe Antwort gab, stellten sie auch diesen Topf heraus. Das dritte Gefäß war so schwer, daß sie es trotz aller Anstrengung nicht herausbrachten. Auf ihr bittendes Deuten hin legte er nun auch Hand an und zog den Topf mit einem gewaltigen Ruck heraus.

Als er aufsah, standen drei weißgekleidete Männer vor ihm in natürlicher Größe, deren Zunge gelöst war.

„Wir danken dir schön," sagten sie, „wir sind jetzt erlöst; hättest du uns ein einziges Mal gehorcht, wärest du von uns getötet worden, und in einigen Jahren wären wir selbst dem ewigen Verderben anheimgefallen, denn wir haben nun schon mehrere hundert Jahre umsonst auf unsere Erlösung geharrt. Das Geld gehört dir, schenke den ersten Topf den Armen, erbaue mit dem zweiten eine Waldkapelle und behalte den dritten und größten für dich. Und nun

Digitized by Google

gehe hinauf und binde den Hund los, denn das ist der leibhaftige Teufel. Hättest du ihn mitziehen lassen, so wären wir alle vier der Töpfe nicht Meister geworden. Vergiß aber nicht, Fenster und Türe zu öffnen, bevor du ihn los bindest, denn er wird so entsetzlich stinken, daß dir darob fast der Atem vergehen wird!"

Die Geister begleiteten ihn noch die Treppe hinauf, öffneten die Türe zum Saal und verschwanden. Der junge Wageheld tat, wie ihm geheißen wurde. Als er den Hund losband, versetzte er ihm mit der Stola drei Streiche, so daß dieser heulend davon fuhr und so entsetzlich stänkerte, daß ihm schien, man halte ihm ein brennendes Schwefelfaß unter die Nase. Es schwindelte ihm, und er mußte sich am Tische halten. Aber Fenster und Türe waren offen, und so verlor er nur für kurze Zeit die Besinnung. Als er wieder zu sich kam und die Augen rieb wie nach langem Schlafe, war das Schloß verschwunden. Er stand am Ausgang des Arbenwaldes, und neben ihm lagen die drei Töpfe. Er hatte die Probe bestanden und war frei. Er fühlte eine solche Müdigkeit im Kopf und in den Gliedern, daß er sich ins Gras legte und ein Stündchen zu schlafen gedachte. Er mußte doch seine Kräfte wieder sammeln, wenn er den Geldschatz davon tragen wollte. So umschloß er mit dem linken Arm den einen, mit dem rechten den zweiten, und den dritten Topf klemmte er zwischen den Beinen fest, gähnte ein paar Mal und schnarchte sich in ein seliges Schlummerstündchen hinein.

Digitized by Google

Das Bettelkind.

Eine Zigeunerbande war durchs Land gezogen, hatte sich bald hier, bald dort in einem Dorfe eingenistet, hatte bald hier, bald dort etwas mitlaufen lassen, nur in einem Bergdörfchen hatte sie nichts gestohlen, sondern noch etwas aus Vergeßlichkeit oder aus Großmut zurückgelassen, und das war ein zappliges Wickelkind. Das ausgehungerte Menschlein strampelte in den schmutzigen Lumpen und schrie gar erbärmlich. Irgend jemand mußte es zu sich nehmen und aufziehen; denn daß die Zigeuner etwa den Verlust bereuen und das Kind wieder abholen würden, daran war nicht zu denken. Der Jose, der mit seinem Weib zu oberst im Dorf neben der Roggenmühle wohnte, sagte: „Verhungern lassen können wir das Bürschchen nicht, es ist doch auch ein Mensch, und darum nehme ichs mit und ziehe es auf, bis es den Weg durchs Leben selbst findet!“ Die zwei kinderlosen Eheleute hatten schon lange daran gedacht, der Brägi Marie, die sich mit ihren sieben unerzogenen Kindern kaum das Brot zu der Wassersuppe verdiente, eines abzunehmen, aber da lag nun das arme fremde Tröpflein, das nicht einmal mehr eine Mutter hatte, im Dorfgraben, und da war Hilfe nötiger, und so erbarmten sie sich des verlassenen Würmchens und nahmen es zu sich. Sie zogen es auf, kleideten es immer ordentlich und hielten es wie ein eigenes Kind.

Als das ehemalige Bettelkind herangewachsen war, verlangte es Geld, und als der Bauer ihm zwei

Digitized by Google

Goldstücke auf den Tisch legte, grüßte es kurz und zog davon.

Jahre verstrichen, und das Kind blieb verschollen. Nur einmal will man den wilden Buben ganz zerlumpt und verroht in einer Sennhütte gesehen, und seines frechen Benehmens wegen sollen ihn die Sennen davon gejagt haben. Der Bauer aber sagte in seinem Unmut: „Man soll kein Bettelkind erziehen, keiner Frau etwas anvertrauen und kein Märzenwasser trinken!“

Einst brachte ihm der Ziegenhirt den Geißbock halbtot nach Hause. Das arme Tier war in eine Kalkgrube gefallen und hatte sich am Hinterfuß so arg verbrannt, daß der bloße Knochen herausschaute. Der Bauer prüfte den Fuß, sah, daß das Tier seinen letzten Gang auf die Berge gemacht, gab ihm den Gnadenstoß und vergrub es im Keller. Darüber wurde er sehr traurig, denn er war sehr stolz auf sein Böcklein gewesen. Die Frau, die über diese Zeit im Vorsaß oben beschäftigt gewesen, fragte ihn oft, was ihm fehle, aber er wollte mit der Sprache nicht herausrücken. Sie dachte zuerst, es werde noch wegen des Bettelbuben sein, und drum schlug sie mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Ja, der soll mir noch einmal unter die Türe treten, hinauswerfen werde ich ihn, ja das werde ich!“

Als sie aber merkte, daß ihr Mann jedesmal seufzte, wenn er die Kellertreppe heraufstieg, drang sie von neuem in ihn, und um vor ihr Ruhe zu haben, sagte er, er hätte einen umgebracht und im Keller verscharrt, aber sie dürfe bei Leibe mit niemand davon sprechen. Die Frau erschrak sehr und versprach mit Herz und Hand, zu schweigen.

Als sie ihre Wäsche im Brunnentrog ausschwemmte, da hielt sie von Zeit zu Zeit inne und wischte sich eine

Digitized by Google

Träne weg. Die Nachbarin fragte teilnahmsvoll, was ihr denn fehle.

„Oh, nichts," sagte sie, „es drückt mich nur ein schwerer Kummer, und den darf ich niemand anvertrauen!"

„Mir doch schon," sagte die andere, und hielt mit dem Waschen inne, „einer alten Nachbarin soll man das Herz ausschütten, und wenn du es haben willst, ich verstehe zu schweigen!"

„Ich darf nicht, ich darf nicht," jammerte die Frau, „oh diese Schande!"

„Was, eine Schande noch?" fragte die Nachbarin.

„Ja, eine Schande ist es," sagte sie, „daß mein Mann einen umgebracht und im eigenen Keller verlocht hat. Nun weißt du es und halt das Maul!"

„Keinem Menschen werde ich es erzählen," erwiderte die Frau, „keinem Menschen, nein," und humpelte davon. — „Keinem Menschen — eine solche Schande!"

Am nächsten Tag sprach das ganze Dorf davon. Der redliche Jose, der nie ein Wässerlein getrübt, einer der Bravsten des Dorfes, sollte einen umgebracht haben, ohne daß man davon wußte, nein, diese Schande! Aber jetzt soll er sehen! Eine Schmach ist es für die ganze Gemeinde! Von dem Bergdorf flog die böse Kunde ins Städtlein, dort kam sie vor die Ohren der Richter, und so stieg die Polizei ins Dörfchen des Jose hinauf und nahm ihn mit ins Städtchen und herein in die Gerichtsstube. Damals machte man nicht viel Federlesens mit den Angeklagten. Die Tat lag hier auch ganz klar vor Augen.

„Bekennst du es, einen umgebracht zu haben?" fragten die Richter.

„Ich bekenne es," sagte Jose trotzig und biß sich in die Lippen.

Digitized by Google

„Bekennst du, den Toten in deinem Keller verlocht zu haben?“

„Ich bekenne es,“ klang es wieder dumpf von den Lippen des Angeschuldigten.

„Nun, so ist dein Leben gelebt, morgen, wenn die Sonne über die Berge heraufsteigt, wirst du den letzten Gang zum Hochgericht antreten!“

Vor dem Städtchen war über Nacht das Blutgerüst errichtet worden, auf einer kleinen Anhöhe nicht weit von der Rhone. Auf dem Gerüste stand der Block, über den ein schwarzes Tuch geschlagen war, und daneben stand der Geistliche, der Jose die letzte Beichte abnehmen sollte. Das Volk war von weit her hinzugeströmt, um das Blut dieses verkappten Sünders fließen zu sehen. Einen besoldeten Henker hatte man damals nicht, das war zu kostspielig, das besorgte immer einer aus dem Volke, der sich freiwillig meldete.

Als der zum Tode Verurteilte auf dem Blocke stand, den Kopf hoch emporgerichtet, die Augen so klar wie der Spiegel des Flusses, auf den die Frühlichtstrahlen fielen, da erhob der Richter seine Stimme und fragte, wer sich bereit finde, dem Jose das Haupt abzuschlagen. Totenstille herrschte, und niemand meldete sich. Wer hätte den sonst so geachteten Bergbauern hinrichten wollen! Da setzten die Richter einen Preis aus. Nun drängte sich ein junger Bursche durch die Menge. Die Haare flatterten ihm wild um den Kopf, und die Kleider hingen nur noch in Fetzen von seinem Leibe. Er meldete sich als Henker und ergriff das blitzende Beil. Der Jose erkannte in dem verwegenen Bürschchen das weggelaufene Bettelkind, das er und seine Frau erzogen. Er wehrte mit der Hand und sprach zu den Richtern so laut, daß es das Volk auch hören konnte:

Digitized by Google

„Jedem Uebeltäter ist vor seinem Ende noch eine Bitte gestattet!“

„Verlange, was du begehrst,“ sagte der Obmann, „begehrst du noch Käsbraten mit Wein oder Suisete mit Weißbrot, oder sonst etwas, das in unserer Macht liegt, es sei dir erlaubt!“

„Nichts von alledem,“ sagte Jose laut, „ihr wißt nicht, wen ich umgebracht habe, ihr habt mich nie darum befragt, und ich habe es auch nicht gesagt; nun so geht, steigt in meinen Keller und seht nach, wen ich getötet und dort verscharrt habe. Neben dem Muskatellerfaß liegt er!“

Die Richter nickten sich zu, erklärten, die Hinrichtung sei verschoben, dann stiegen sie alle ins Dörfchen hinauf und fanden, daß der Jose seinen Bock getötet und verscharrt habe. Deswegen konnte ihm niemand das Leben nehmen. Man ließ ihn frei und das Volk atmete auf, mit Ausnahme weniger, die gerne dem blutigen Schauspiel beigewohnt hätten. Aber bevor der Jose von dem Gerüste stieg, sprach er zu der Menge:

„Seht, ich habe es immer gesagt, und es hat sich bewahrheitet, man soll kein Bettelkind aufziehen, denn der, den ich aus den Lumpen gewickelt und groß gezogen habe, stand eben noch hier auf dem Gerüst und wollte mir das Haupt abschlagen; man soll den Frauen nichts anvertrauen, das nicht ausgeplaudert werden soll, auch dem eigenen Weibe nicht, denn sie können das Quatschen doch nicht lassen, und man soll kein Märzenwasser trinken, sonst laßt ein Faß voll Wasser ein Jahr lang stehen, dann werdet ihr sehen, wie viel Ungeziefer sich darin ansammelt!“

Digitized by Google

Ich mag sie nicht, ich will sie nicht.

Die frühern Bewohner des Lötschentales sollen recht einfältige Menschen gewesen sein. Eine rühmliche Ausnahme machte Toni der Schafhirte, obwohl er in einem andern Tale nicht zu den sonderlich Gescheiten gezählt hätte. Er hütete jeden Sommer zu hinterst im Tale, ganz nahe beim Langgletscher, seine Schafherde. Wenn die Sonne gegen Mittag gar heiß schien, so daß es über den Matten flimmerte, dann legte er sich platt auf den Rücken und schlief ein.

So lag er auch wieder einmal im Schatten eines mächtigen Felsblockes und verschnarchte die heiße Mittagszeit. Als er sich erhob und die Augen ausrieb und die Arme ausschlenkerte, so daß die Löcher in den Achselhöhlen seiner Jacke bei jedem Schwunge noch weiter rissen und dann nach der Herde blinzelte — ja wo war denn die? Im Nu war er ganz wach, aber die Herde war weg. Er lief dem milchig weißen Gletscherbach entlang, bis dort, wo er dem Gletschertor entströmt, dann wieder zurück und rief „tschu, tschu," aber die Herde war weg und alles Suchen umsonst. Er kletterte das Gehänge hinauf und stapfte durch den schüttern Föhrenwald, wo die Zapfen noch vom letzten Jahr her zu tausenden herumlagen. Er war in die Nähe des Bergsees gekommen und gedachte den Kopf ein wenig in das kühle Wasser zu tauchen, da ihm auf einmal ganz heiß geworden war. Er legte sich am Ufer hin, spreitete die Beine auseinander und streckte den Kopf nach vorn, und siehe, da unten auf dem Seegrund waren die Schafe, alle tot — doch nein, sie

Digitized by Google

bewegten sich hin und her, liefen herum wie auf der Matte und fraßen etwas auf dem schwärzlichen Grund, das mochte Binsenkraut oder Seegras sein, er konnte es nicht unterscheiden. „Sie werden halt bei dem heißen Wetter viel Durst gehabt haben," dachte er, „drum sind sie in den See gestiegen, und während ich fauler Kerl da unten geschlafen habe, sind sie mir fortgelaufen. Was soll ich ungeschickter Wicht jetzt tun? Nichts kann ich tun. Ins Dorf werde ich laufen und die Leute holen, damit man die Tiere wieder heraufzieht, wenn sie dann noch am Leben sind!"

Und er tat es. Er lief bergab, so schnell ihn die Füße trugen, dem Dorfe zu. Die Schafe aber weideten auf dem Rücken des Bergkammes so still und ruhig, wie Schafe eben weiden und spiegelten sich unten im See.

Hinter Toni lief fast das ganze Dorf einher, denn jede Familie hatte ein Schäflein bei der Herde, viele mehrere, und jeder war höchst erstaunt zu sehen, wie die Tiere dort unten im Wasser mit vollem Appetit das Seegras abrupften und immer noch auf allen Vieren zu stehen schienen. Sie hatten von der Kirchturmglocke das Seil abgelöst; das eine Ende wurde dem Toni um den Leib geschlungen, und nun ließ man ihn über das Bord in das Wasser gleiten, damit er die Schafe der Reihe nach heraufhole. Als Toni das kalte Wasser verspürte, schrie er laut auf: „Ziecht wieder, ziecht wieder," aber sie verstanden ihn falsch und statt ihn heraufzuziehen, brüllten sie ihm zu: „Siehst du Widder, siehst wohl auch Aue" (Mutterschafe) und ließen ihn nur tiefer hinunter. Durch sein Zappeln verwickelte sich das Röcklein an einem aus dem Grund aufragenden Felszahn, der ihn auffing.

Er suchte sich mit den Händen zu halten, doch als ihm so übel wurde, daß er glaubte zu sterben, zogen sie oben

Digitized by Google

das Seil wieder an. Auf dem Seegrund aber lag seit vielen hundert Jahren ein wunderprächtiges Schloß mit unermeßlichen Gold- und Silberschätzen, und als nun der Toni mit den Händen in die Taschen fuhr, zog er die kostbarsten Sachen heraus. Er zeigte den Bauern die Schätze und sagte: „Hättet ihr mich nur noch tiefer hinuntergelassen, so hätte ich noch mehr gefunden; das Schaf habe ich halt fahren lassen, um den Schmuck zu erwischen, denn dort unten wimmelt es von goldenen Bechern, Ketten, Spangen, Tellern und andern Geräten!"

Sofort wollten sich mehrere der Dörfler ins Wasser stürzen, um auch etwas heraufzuholen, aber der Aelteste rief: „Halt, halt, Respekt vor der Obrigkeit! Der Gewaltshaber ist bei uns, und der muß aus Respekt zuerst hinuntergeseilt werden!" Der junge Dorfpräsident trat vor, spuckte in die Hände, wickelte sich das Seil um den Leib, warf das große rotgeblümte Taschentuch weg, damit er mehr Platz habe im Sack für die Goldsachen, und Toni half mit das Seil halten. Der junge Präsident wurde so tief hinuntergelassen, als das Seil langte, denn er sollte einen guten Fang tun, schon weil er Präsident war. Die Männer warteten immer auf das Zupfen am Seil, und da kein Zeichen zum heraufziehen gegeben wurde, dachten sie: „Aha, der will alles einsacken, der Filzkragen, aber wir wollen auch noch dran, herauf muß er, der Lump," und so zogen sie aus Leibeskräften herauf. „Seht, wie er vollgestopft ist," riefen sie, als er zum Vorschein kam, „er kann sich nicht einmal mehr rühren!"

Nun sahen sie erst, daß er tot war. Gefunden hatte er nichts auf dem Seegrund, der Gewaltshaber, aber sein Leben verloren. Keinen Atemzug tat er mehr.

Digitized by Google

Da wurden die Lötscher zornig und fuhren über den Toni her. Der war einzig schuld an dem Unglück. Sie hielten einen kurzen Rat und beschlossen dann, ihn zu töten, aber nicht hier im See, denn das Seewasser mochte ihm so wenig anhaben, als den Schafen, sondern draußen in die Rhone sollte er geworfen werden, wo sie am schnellsten fließt und große Wellen wirft. Sie banden ihm die Beine zusammen, steckten ihn in einen Sack und trugen ihn zum Tal hinaus. Bei der Rhone angekommen, war der Zorn verflogen, und sie wagten nicht, den Schafhirten so eins, zwei, drei in den reißenden Fluß zu werfen. Sie legten ihn am Ufer nieder und gingen ins nächste Dorf, um sich dort mit ein paar Kannen Weißwein Mut zuzutrinken.

Als Toni merkte, daß sie davongelaufen, rührte er sich im Sack, denn das nahe Plätschern und Gurgeln des Wassers war ihm unheimlich, und er rief aus voller Lunge: „Ich mag sie nicht, ich will sie nicht! Das hörte der Schweinehirte, der mit einer großen Herde von Rüsseltieren des Weges kam und fragte: „Wen magst du nicht?“ „Ei, die Grafentochter, die sie mir aufhalsen wollen!“

„Die mag ich schon,“ erwiderte der Schweinehirt, „die mag ich schon!“

„So komm, binde mich los und schlüpfe geschwind in den Sack, aber schnell!“ Der Schweinetreiber löste die Schnur, ließ den Gefangenen heraus, zog sich den Sack über den Kopf und ließ ihn zubinden. Toni aber hielt sich den Bauch vor Lachen, machte das breiteste Maul, das er je gemacht, und trieb die Schweine taleinwärts.

Bald kamen die Lötscher dahergestolpert, alle pumpenregenvoll, und als der Hirte im Sack hörte und merkte, was sie mit ihm anstellen wollten, schrie er: „Ich bin ja gar nicht der Toni, ich bin ja gar nicht der Toni, laßt mich los!“

Digitized by Google

„Wir wollen dir schon zeigen, wer du bist," überschrieen sie ihn, packten den Sack am Kopf- und am Fußende, zählten eins, zwei, drei und schleuderten ihn so weit hinaus in die Rhone, daß sie dabei selber fast hineingeplumpst wären.

Ein Klatschen und dumpfes Gurgeln, dann war alles vorbei. Die Wellen hatten ihn verschlungen. Die Lötscher wischten sich die Bartstruppen und machten sich auf den Heimweg. Sie waren noch keine Stunde im Tal drin, als sie den Toni schon einholten, der ganz gemütlich einen großen Trupp Schweine vor sich hertrieb und ein Liedlein pfiff. „Was," staunten sie, „wir haben geglaubt, du lägest draußen in der Rhone, potz Wetter und Steinschlag!" — Toni aber leckte sich die Lippe und sagte: „Hättet ihr mich nur noch weiter hineingeworfen, dann hätte ich noch mehr Schweine erwischt, denn dort gibt es Schweine, magere und fette, große und kleine, mehr als Tannen im Wald!" Mehr hörten sie nicht. Der Vorderste machte sofort kehrt und lief davon, und die andern rannten ihm nach, und draußen bei Gampel sprangen sie in einem großen Satz in die Rhone, daß es klatschte und spritzte, und keiner kehrte mehr zurück.

Dadurch kam Lötschen in große Trauer, denn das Tal wäre bald ausgestorben.

Digitized by Google

Der baumstarke Riedbub.

Ein Mann im Ried hatte einen Sohn, der gesund war wie eine Gemse und Wangen hatte, so rot wie dürres Kirschlaub. Er gab ihm weder Wasser noch Wein zu trinken. „Das ist nicht für uns," sagte der Vater immer, „das Wasser saufen die Kühe und den Wein die Schloßvögte!" Mit Milch und Schotten, Roggenbrot und Käse wurde der Bub aufgezogen, und am Sonntag gab es dazu eine Schnitte luftgedörrtes Ziegenfleisch. Bei dieser einfachen, kräftigen Kost wurde der Bub stark und groß wie die Tannen im Wald. Als er schon das zwanzigste Jahr überschritten, trug er noch einen grauen Glockenrock.

Einst hütete er auf des Vaters Matten die Schafe. Der Vater mähte in der Nähe das Gras, um es von der Sonne dörren zu lassen. Der Rockbub schaute ihm eine Weile zu, dann rief er: „Vater, warum erstandet er geng?" (Warum ruht ihr immer aus?) Der Vater, der grad von einer Ecke der Wiese in die andere eine lange Schwade mähte, legte die Sense nieder und sagte: „Was frägst du, Bub?" „Warum ihr geng erstandet?"

„Probier du es einmal, ob du von einem Ende zum andern mähen kannst, ohne zu rasten?"

Der Bub sprang voller Freude herbei, packte mit seinen großen Tatzen die Sense und legte die Mahde nieder, ohne ein einziges Mal aufzublicken und den Rücken zu strecken, und dann war sie erst noch doppelt so breit wie die des Vaters. Da sagte dieser: „Jetzt ist es Zeit, daß du Hosen

Digitized by Google

bekommst, Bub, jetzt will ich die Schafe hüten und du sollst die Wiesen heuen!"

Der Bub hatte von der Welt noch nichts gesehen, als das Stücklein Land, auf dem er mit dem Vater wohnte, und die Berge, die drauf herniederschauten; daß es auch weibliche Wesen gebe, war ihm unbekannt. Da führte ihn eines schönen Sonntags der Vater zum erstenmal in seinem Leben ins Tal hinab zur Messe. Bevor sie in die Kirche traten, wurde ihm eingeschärft, immer gradaus zu schauen, wenn er im Bänklein sitze, und den Kopf nicht nach rechts zu drehen. Auf der Rechten saßen die Frauen und Mädchen, und der Vater fürchtete, wenn er sie sähe, könnte er Gefallen an ihnen finden.

Als sie nach der Messe zusammen nach Hause gingen, sagte der Bub zum Vater: „Was sind das für Tierchen gewesen auf der andern Seite, ein solches möchte ich auch haben!" Da sah der Vater, daß seine Warnung umsonst gewesen und erwiderte: „Ja ja, Bub, du kannst dann, sobald wir die Alp verlassen, hinuntersteigen und dir ein solches Tierchen kaufen!"

Der Bub war unterdessen zu einem Manne herangereift von reckenhaftem Wuchs und unheimlicher Stärke. Das ganze Tal wußte bald dies, bald jenes von der Riesenkraft des jungen Mannes zu erzählen. Einst ging er mit den Dorfgenossen ins Holz. Da trug er ganz allein lange, schlanke Tannen, die über dem Boden einen Schuh im Durchmesser hatten, auf seinen Schultern davon.

Ein andermal führte er mit dem Pferde Dünger aufs Feld. Da riß plötzlich der Sattelgurt. Der Riedbub, wie er immer nur geheißen wurde, lud das Bast (den hölzernen Tragsattel) samt der Düngerlast auf seine Achseln und trug

Digitized by Google

die Last in den Acker hinaus. Die Spuren seiner Füße soll man noch lange nachher gesehen haben.

Die Lötschner trieben über den Lötschenpaß Handel mit Kandersteg und Frutigen und noch weiter ins Land hinaus. Als der Riedbub mit seinem Saumtier zum erstenmal den Paß hinaufzog, fand er mitten im Walde den Weg mit einer alten Tanne gesperrt, die man quer darüber gefällt hatte. Einige Gefährten waren eine Stunde früher aufgebrochen, um ihm diesen Streich zu spielen. Sie lagen nicht weit davon im Gebüsch, um zu sehen, was der Riedbub jetzt anstellen werde. Als er zur Stelle war und das Hindernis ihm jedes Weitergehen verbot, riß er die Aeste an der Tanne auf Pferdelänge weg, stellte dann das Maultier ganz dicht an den Stamm heran und hob es mit samt der schweren Bürde über den Baum. „So, die Narren sollen es halt eben so machen," sagte er laut und trieb das Tier wieder an. Die Genossen aber, die nach ihm anlangten, mußten zur Waldsäge greifen und den Stamm zerschneiden, bevor sie den Weg mit ihren Tieren fortsetzen konnten.

Einst zog er wieder über den Lötschenpaß. Im Gasterntal unten begegnete ihm ein Kandersteger, der mit leerem Saumtier des Weges kam. Der Weg war schmal und auf der einen Seite von einer jähstotzigen Wand begrenzt, auf der andern ging es senkrecht zum Fluß hinunter. In einer Nische stand eine Zufluchtshütte. Der Kandersteger verlangte, daß er sein Tier ablade, damit sie an einander vorüberkämen. Da ergriff der Riedbub das Pferd des andern, hob es auf das Dach des Stadels und sagte: „So, jetzt kannst du deinen Esel selbst wieder herunterholen," und damit zog er weiter.

Einige Jahre später gelüstete es ihn auch, sich ein wenig in der Welt umzusehen. Er zog sein Sonntagsröcklein an und

Digitized by Google

wanderte talauswärts gegen Sitten. Das Volk strömte von Nah und Fern dem Städtchen zu, um einen Riesen zu sehen, der dort Proben von seiner Stärke ablegte. Der Riedbub dachte, besser hätte er es nicht treffen können, es sei doch gut, wenn man in der Welt ein bischen Umschau halte. Auf dem großen Platz des Städtchens stand das Volk Kopf an Kopf gedrängt um ein Gerüst, auf dem ein Riese die stärksten Männer des Landes zum Zweikampf aufforderte. Der Riedbub mischte sich auch unter die Zuschauer und sah, wie die kräftigsten Walliser von dem Athleten auf den Rücken gelegt wurden, wie er dem einen den Arm, dem andern ein Bein zermalmte oder sie derart zu Boden schmetterte, daß ihnen alle Knochen krachten. Er sperrte die Augen immer weiter auf, und auf einmal, er wußte nicht, wie das kam, stand er in den vordersten Reihen. Der Riese brüllte mit lauter Stimme, wer sich mit ihm messen wolle, möge vortreten, aber es hatte keiner mehr Lust, sich zu stellen. Auf einmal richtete das menschliche Ungetüm seine Augen auf ihn: „He, Bübel, willst du es auch probieren," rief der Schwingerkönig in einem Deutsch, das er kaum verstand. Dem Buben zuckte es in allen Fingern, aber er war gar schüchtern und so weit weg von seinem Heimatdorf, in der großen Welt draußen, nein, wie sollte er es wagen!

Da rief ihn der Schwinger zum zweitenmal auf und bletzte mit den Zähnen. Da konnte sich der Riedbub nicht mehr halten. Mit einem Satz sprang er auf die Bühne und warf das Hütchen einem Zuschauer zu: „Halt mir's!" Dann stülpte er die Aermel zurück und faßte den Schwinger bedächtig mit der Rechten hinten an der Hosenschnalle, und die Linke hackte er ein im Hosensack. Der Schwinger pustete und stemmte mit seinem Stierennacken, aber der Riedbub wich keinen Zoll breit und hielt wie eine Wettertanne, auf

Digitized by Google

die der Schnee drückt. Da versuchte der Schwinger, ihm das rechte Knie in die Magengegend zu stoßen, aber wie der Riedbub den dumpfen Schlag verspürte, stieß er einen Schrei aus und zog mit den Armen an. Seine Muskeln spannten sich wie die Stränge eines Pferdes, das ganz allein den beladenen Kieswagen aus der Grube herausfahren soll. Eine lautlose Stille war eingetreten. Urplötzlich lösten sich die Griffe des Schwingers, er sank zurück, tat noch einen langen Atemzug und gab dann den Geist auf. Der Riedbub hatte ihn zwischen den Armen erdrückt. Lauter Jubel erscholl von allen Seiten; die Leute drängten sich herzu und staunten den starken Riedbub an. Nun wurde er gefragt, was er sich zum Lohne wünsche. Er sagte: „Ein Mütt Korn tät ich mir wünschen, der Roggen ist heuer mißraten im Tälchen oben, und das könnte ich gut gebrauchen!“ Da holte man den größten Strohsack, der im Städtchen aufzutreiben war, füllte ihn mit schönen gelben Getreidekörnern, band ihn oben fest zu und brachte ihn auf einem Wagen daher. Der Riedbub dankte höflich, schwang den Sack auf den Rücken und verlangte noch ein Reisteisen dazu. Man trug eine Eisenstange herbei, und nun setzte er das Hütchen wieder auf und wanderte davon. Das Volk gab ihm das Geleite bis zum Tor, und von dort guckte man ihm nach. Nun war es köstlich zu schauen, wie er bei den großen Nußbäumen an der Landstraße stehen blieb, mit der langen Stange in die Aeste langte, die Nüsse herabzwickte, sie dann zusammenlas und in die Taschen steckte, ohne die Bürde je abzulegen. Als er alle Taschen gefüllt, nahm er die Eisenstange wieder in die Rechte und stapfte davon. „Es ist halt doch noch eine Strecke ins Heimattal zurück, wenn man so weit in die Fremde gezogen ist,“ dachte er für sich, „und da muß man schon Proviant mitnehmen!“

Digitized by Google

Die Schlossherren von Mangipani.

Zwei Stunden oberhalb Brig, wo die Rhone wie ein Wildbach durch das enge Felsenbett schäumt, liegt das Dörfchen Moerel. Auf der Schattseite hängt der dunkle Wald bis in die Talsohle hinunter, auf der andern geht es auf sonnigen, aber auch sehr steilen Weiden hinauf gegen die Riederalp, die ihrer Schönheit wegen längst in allen Reisehandbüchern erwähnt ist. Das Dörfchen führt einen Stierkopf im Wappen, mit weißen Hörnern und weißem Muffel, der eine Korn- und eine Weizenähre im Maule hält. Das soll bedeuten, daß Moerel in der Viehzucht und im Ackerbau zu den vorgerückten Bezirken im Wallis gehört. Der Sage nach aber soll das Wappen auf andere Weise entstanden sein.

Die Junker von Moerel bewohnten das feste Schloß Mangipani, dessen spärliche Trümmer heute vom wuchernden Buschwerk ganz verschlungen und verhüllt sind. Die Schloßherren waren freche Gesellen, die ihre Untertanen bis aufs Blut aussogen und es besonders auf die jungen Frauen abgesehen hatten, die man ihnen gleich nach der Trauung für einige Tage ins Schloß bringen mußte, wo sie gequält und übel zugerichtet wurden.

Da führte auch der junge, strammgewachsene Baschi sein Herzgespiel zum Traualtar. Die Braut wehrte sich anfangs und wollte die Hochzeit hinausschieben, da sie sich vor dem Schlosse fürchtete, aber der Bräutigam sagte, sie brauche sich deswegen nicht zu härmen, er werde sie vor dem Junker

Digitized by Google

schon zu schützen wissen. Da fand die Hochzeit statt, und nach derselben führte er die junge Frau in sein Häuschen, das am Fuß der Burg stand und von einer mächtigen Nußbaumkrone überschattet wurde. Am nächsten Morgen sandte der Schloßherr einen Knecht hin mit dem Befehl, der Baschi möge sich sofort ins Schloß hinaufbegeben. Der junge Mann gehorchte und stieg hinauf. Oben angekommen, wurde er vom Junker grob angefahren, weil er die Frau nicht ins Schloß gebracht hatte. Baschi suchte nach Ausflüchten, aber der Herr sagte: „Du hättest eine schwere Strafe verdient für dein sonderbares Benehmen, aber weil ich deine Familie gut leiden mag, will ich dir Gelegenheit geben, dich von derselben loszukaufen. Bringst du mir innert acht Tagen ein Tier ins Schloß mit achtzehn weißen Hörnern, weder Tag noch Nacht, weder früh noch spat, so sollst du frei ausgehen!"

Der junge Mann war nicht auf den Kopf gefallen, verließ das Schloß und wanderte das Goms hinauf. Er zog durch alle Dörfer und fragte überall nach einem Tier mit achtzehn weißen Hörnern, aber kein Mensch wollte je ein soches Ungetüm gesehen haben. Sieben Tage war er schon herumgereist, hatte alle Gehöfte abgesucht, war über alle Alpen gestiegen, aber ein Tier mit achtzehn weißen Hörnern schien noch nirgends gewachsen zu sein. Der Schloßherr schien ihm diese Aufgabe nur gestellt zu haben, damit er ihn um so sicherer verderben könne. Bei den Bauern aber flammte der Zorn auf, wenn er von den Zwingherren auf Mangipani und ihrem frechen Treiben sprach, und überall versprach man ihm Hilfe, wenn der Junker Böses gegen ihn im Schilde führen sollte. „Es wäre schon längst an der Zeit gewesen, diese Räuberburg zu brechen," sagten sie und machten drohende Gebärden, „lange genug haben sie an unserm Marke gesogen!"

Digitized by Google

Am andern Tage wanderte Baschi wieder heimwärts. In einem Alpendörfchen hatte er noch etwas auszurichten, und deshalb bog er von der Straße ab und schlug den Weg ein, der halbauf führte. Auf der Hockenmatte bei Grengiols fand er das Tier, das er suchte. Dort weidete mitten in einer großen Herde ein schwarzgefleckter Stier mit zwei weißen Hörnern; alle vier Doppelhufe und die zwei Hörnchen darüber waren weiß, und das machte grad achtzehn zusammen. Er erhandelte den Stier und wanderte damit wohlgemut talabwärts. Vor einbrechender Nacht mochte er Moerel noch erreichen, doch verspätete er sich unterwegs, und nun mußte er eilen. Der Stier hatte Hunger bekommen, und als er ihn der Kürze wegen quer feldein führte, erhaschte er rasch ein Maul voll Aehren, aber so schnell ging es jetzt dem heimatlichen Dörfchen zu, daß der Stier nicht mehr Zeit hatte, das Büschel zu fressen. Zwischen Tag und Nacht führte er dem Junker das Tier vor, dem noch einige Aehren zum Maul heraushingen.

Der Schloßherr zeigte sich sehr erfreut und sagte, die Strafe sei ihm jetzt erlassen. Weder bei Tag noch bei Nacht sei er gekommen, und das Tier habe ganz richtig achtzehn weiße Hörner. (Die Bewohner von Moerel sollen dann später diesen Stierkopf ins Wappen gesetzt haben.) Baschis Stirne hatte sich aber wieder umwölkt; er bat den Schloßherrn, ihm vor das Tor hinaus zu folgen, da er ihm noch etwas zu sagen wünsche.

„Danken möchte ich nur," sagte er, als sie draußen waren, „daß ihr mir so gnädig die Strafe erlassen habt," und er drückte ihm die Hand mit eisernem Griff, daß das Blut zu den Nägeln herausspritzte. Der Junker wand sich und flehte, ihn los zu lassen. „Nicht eher, als bis du mir gestanden, wie die Burg zu nehmen ist"! „Sie ist nicht zu

Digitized by Google

nehmen," winselte der Junker. Der Bursche aber schlug ihn zu Boden und kniete ihm auf die Brust. „Beichte, Schurke!"

„Von oben, von oben — laß los —" röchelte der Schloßherr.

„Also von oben, und wenn du nicht das Maul hältst in der Burg, dann ergeht es dir morgen noch schlimmer — jetzt lauf!"

Baschi ließ ihn los und machte sich auf den Heimweg. Noch in der Nacht wurden die Boten ins Goms gesandt, und am nächsten Morgen strömte das Bauernvolk herbei. Aber auch der Junker hatte nach Brig um Hilfe geschickt, und ein kleines, schlecht bewaffnetes Häuflein war erschienen. Doch als die Briger die Uebermacht der Gomser erblickten, wichen sie zurück und kehrten heim.

Baschi führte die Freunde den Berghang hinauf, an den die Burg sich anlehnte. Dort oberhalb der Burg fällten sie die Waldbäume, füllten damit die Lücke zwischen dem Schlosse und dem Hang aus, errichteten eine schräg abfallende Schleife und ließen nun Baumstämme und Felsblöcke herunterrollen und mit gewaltiger Stoßkraft gegen die Grundmauern prallen und donnern, so daß große Breschen geschlagen und die Burgwände zum Stürzen gebracht wurden. Die Schloßherren und die Knechte, die sich flüchten wollten, wurden erschlagen und das Schloß in Trümmer gelegt.

So hat das Oberwalliser Völklein sich seine Freiheit erkämpft.

Digitized by Google

Die weisse Gemse.

Es war eine sternklare Septembernacht. Schon morgens um zwei Uhr war Theodul, der Gemsjäger, aufgebrochen, denn wer Gemsen jagen will, muß früh aufstehen, auch wenn er hoch oben im Gebirge wohnt, um bei Zeiten auf der Warte zu sein und sie bei der Morgenäsung zu überraschen. Er hatte die Flinte nur mit Schrot geladen, denn bevor er zu den Platten stieg, wo er die Gemsen vermutete, wollte er hierseits des Berges die Schneehühner, die er in den letzten Tagen aufgestöbert, in ihrem Schlupfwinkel aufjagen. Er schritt langsam aufwärts, und über dem Bergkamm dämmerte der Tag. Er hatte den Ort erreicht, wo er die Schneehühner vermutete, aber sie mußten ihr Nachtquartier gewechselt haben, denn trotzdem er der bekannten Wand nachstrich und jeden Winkel scharf ins Auge faßte, sah er keine Feder. Da er die Schrotladung nicht aus dem Laufe ziehen konnte, kroch er in eine Spalte und ließ dort den Schuß los. Ein dumpfer Knall erfolgte wie von einem nassen Schuß, der nirgends ein Echo erweckte und auf der andern Bergseite von den Gemsen nicht gehört werden konnte. Dann lud er aufs neue, setzte die Bleikugel ein, hing das Gewehr wieder über die Schultern und stieg bergan. Unterdessen war es hell geworden; er hatte den Kamm überschritten und folgte nun einem Felsenbande, das einer langen Fluh entlang führte. Tief unten in einem Felsentrichter schlummerte noch der Bergsee, in nächtliches Dunkel gehüllt. Ab und zu flog ein Vögelchen vor ihm

Digitized by Google

auf und schoß pfeilschnell in die Luft, lustig zwitschernd; sonst hörte er nichts als den rieselnden Schutt, der sich unter seinen Füßen löste. Wenn eine Runse das Felsenband durchschnitt, mußte er vorsichtig hinüberklettern, oder wenn sie tiefer eingeschnitten war, hinuntersteigen und auf der andern Seite wieder hinauf. Als er das Ende des Rasenbandes erreicht, flimmerte der goldene Strahlenkranz hinter der Bergwand, und jeden Augenblick konnte die Sonne oben sein. Er hatte einen schräg abfallenden Bergrücken erreicht, hinter dem es in schwindliger Steilheit in die Tiefe ging. Bei diesem „Ausstich", wie die Jäger die Stellen nennen, von denen aus die Gemsen geschossen werden, hoffte er den ersten Schuß abgeben zu können. Er legte Gewehr und Hut ins Gestein und rutschte auf dem Bauche langsam vorwärts. In den Steilgründen, in die er jetzt hinunterblickte, pflegten die Gemsen zu weiden. Bis zu halber Höhe reichten die Tannen hinauf, in deren Schutz sie die Nacht zubrachten. Lange streckte er den Kopf über den Rand hinaus und spähte hinunter. In dem Krachen unten wob noch die Morgendämmerung, und kaum unterschied er die knorrigen Legföhren von einander, die oft sonderbare Gestalt annehmen und bald ein Tier, bald einen Steinklumpen darstellen; mancher Jäger hat solche Zwergföhren schon für Gemsen gehalten und den Irrtum erst wahrgenommen, wenn er darauf zielte. Aber was er jetzt erspähte, waren nicht Zwergföhren und nicht Felsblöcke, es waren dunkle Flecken, die sich bewegten, das waren die Gemsen, und darunter sah er ein weißes Tier, das konnte nur eine weiße Gemse sein. Er hatte schon oft von seltenen Gemsen erzählen hören mit einem Schneepelz und feuerroten Augen, die den Jäger ins Unglück stürzen, wenn er es wagt, auf sie anzuschlagen. Das war aber nur

Digitized by Google

schwarzer Aberglaube, und er gehörte zu der jungen Generation, die solches Gefasel nicht höher einschätzt, als es wert ist. Eine weiße Gemse nicht zu erlegen, wenn man sie vor der Nase hatte und so gut zum Schusse kam, das wäre eine schöne Narretei gewesen. Was werden dagegen seine Kameraden sagen, wenn er mit dem weißen Tier über den Schultern nach Hause kommt!

Er kroch zurück, ergriff die Flinte und prüfte sie genau. Sie sah aus wie immer; den Lauf hatte er erst neu einsetzen lassen und von einem Zerspringen desselben ... „dummes Geschwätz", dachte er, „abergläubisch bin ich nun einmal nicht!" Er legte das Rohr auf, rückte sich auf dem Bauche zurecht, spreizte die Beine auseinander und nahm die weiße Gemse, die ruhig äste, aufs Korn. Aber verdammt, seine Hand zitterte. „So laß ich sie halt, denn fehlen will ich nicht," dachte er und rückte den Lauf mehr nach rechts. „Dort den falben Bock! — Eine weiße Gemse zehn Schritt davon und auf einen Bock zielen, wie man sie jetzt alle Tage zu Dutzenden niederknallt in den Alpen, das dürfte ich ja keinem Menschen sagen!" Er schob den Lauf wieder nach links und zielte. „Das verteufelte Zittern in der Hand!" Der Schuß krachte. Aus der Mündung stieg ein graues übelriechendes Räuchlein. Er erhob sich und spähte hinunter. Vielleicht doch! Steingeröll, Legföhren und weiter unten dichter Tannenwald. Gefehlt! „Verdammt!" Er lud die Büchse wieder, setzte den Hut auf das schwarze Haar, das in dichten Strähnen über die Stirne floß, spähte in die Ferne und sah, wie die Tiere weit hinten an dem Bergrücken hinaufjagten, das weiße zuvorderst, und dahinter verschwanden. „Aber jetzt soll mich grad der böse Feind holen und das soll er, wenn ich heute nicht nochmals zum Schuß komme!" wetterte er und polterte die Gerölhalde hinunter.

Digitized by Google

Dann setzte er sich wieder in ruhige Gangart, denn ein Eilen hatte keinen Zweck.

Eine Stunde später wanderte er dem Bergsee entlang, wo er den Pfiff der Murmeltiere hörte, die ihre Schnauze aus den Löchern streckten, um zu schnuppern, ob es noch nicht Zeit sei, den Pelz der warmen Morgensonne auszusetzen. Bald wird die lange Winternacht hereinbrechen, und dann muß das eigene Fett die Sonnenwärme ersetzen. Sollte er sich hier hinter ein Steinmäuerchen setzen, den Murmeltieren auflauern und die weiße Gemse ziehen lassen? Nein, nicht für ein Dutzend dieser Fettbäuche hätte er sie gegeben. Er begann die jähe Halde empor zu klimmen; er wußte genau, wo er sie heute noch antreffen würde, und diesmal sollte er nicht fehlschießen. Er stieg höher, kletterte über einen Kamm hinweg, ging in eine Mulde hinunter, dann wieder hinauf, und nun begann er mit der größten Vorsicht vorzurücken. Die Schneeflecke, auf denen sich die Spuren der Gemsen leicht abzeichneten, waren so steil, daß er sich kaum mehr halten konnte. Endlich war er am Ziele. Er nahm die Büchse in die Hand und ließ sich auf ein Knie nieder. Wenn er die Gemse hier nicht fand, dann gab es nur noch eine Möglichkeit, dann war sie im Guggettli. Er rutschte ein wenig vorwärts und guckte über den Steinrücken hinaus, und sein Herz schlug ihm zum Halse empor. Auf einen guten Büchsenschuß entfernt sah er die weiße Gazelle ganz allein neben einem Schneefeld weiden. Er schlich noch einige Schritte näher und legte an. Der Wind blies ihm ins Gesicht, und das war günstig. Er legte die Flinte wieder nieder, denn der ganze Körper zitterte von der Aufregung und dem beschwerlichen Marsche, und das Auge floß ihm über, der Wind mußte es entzündet haben. Wenn er das linke Auge schloß, sah

Digitized by Google

er beinahe nichts mehr, nur eine weiße Fläche, und er konnte das Tier von der Schneedecke nicht mehr unterscheiden. Da drückte er los. Als sich der Rauch verzogen hatte, war die Gemse verschwunden. Er sprang auf und eilte so schnell es ging zu der Stelle, wo sie soeben noch geäst, denn Blut mußte geflossen sein; aber er hatte sie nicht einmal gestreift. Er hatte heute einen verteufelten Tag, und jetzt konnte er sich von dem Tiere erst nicht mehr los machen, also vorwärts zum Guggettlihorn.

Er wickelte einen Büschel Werg um den Ladestock, fuhr einigemal damit durch den Lauf und ließ die letzte Kugel hineingleiten. Zwei volle Stunden mußte er steigen und klettern, bis er den Ausstich erreicht hatte. Als er am neuen Standorte auslugte, sah er die Gemse so ruhig weiden, als ob nichts vorgefallen wäre. Aus den Felskaminen flossen die weißen Schneeadern, und er konnte keine bequeme Stellung wählen zur Abgabe des Schusses. Er blieb stehen und setzte die Füße fest ein. Wenn er ausglitt oder wankte, stürzte er kirchturmstief hinunter. Er schlug an. Da löste sich ein Stein und polterte hinunter. Die Gemse hob den Kopf und machte einen Sprung. Da krachte auch schon der Schuß und erweckte ein langgezogenes Echo in den Felsen. Der Schuß mußte den Schnee gelockert haben, denn er sah eine Lawine niedersausen, die weiter unten durchs Holz brach und an den dicker werdenden Stämmen zerschellte.

Der Schuß saß wieder nicht, das war sicher. Immerhin wollte er nach der Stelle sehen, wo die Gemse gestanden und sich den Ort merken. Aber was winkt denn dort für ein weißes Tuch? Hat sich jemand in diesen Flühen verstiegen, und wenn ich nicht irre, noch eine Dame? Er ging auf sie los und glotzte sie an. „Schaut nur nicht so stutzig

Digitized by Google

drein," rief das Fräulein mit freundlicher Stimme, „ich bin die weiße Gemse gewesen, und wenn wir auf sicherm Boden sind, werde ich euch erzählen, wie das alles gekommen ist!"

Er geleitete, immer noch voller Erstaunen, die vornehme Dame zurück und hinunter zum See. Sie trippelte an seiner Hand durch das Gestein, und wenn sie an eine böse Stelle gerieten, hob er sie sanft in die Höhe, und das schien ihr sehr zu gefallen. Auf einem Block am Seeufer, an den die Wellen plätscherten, hielten sie Mittagsrast. Der Jäger zog sein Frühstück hervor und teilte es mit dem Fräulein. „Ja, ich danke euch sehr," sagte sie, „denn ihr habt mich erlöst; ich bin das Kind reicher Eltern, die weit unten in Savoyen wohnen. Ich habe in den Büchern viel von den Schweizergemsen gelesen und immer gewünscht, ein so flinkes Tier zu werden und über alle Berge davonrasen zu können, Tag und Nacht in den schroffen Felsen herumzuschweifen und die Jäger zum Narren zu halten. Ich stellte mir vor, wie herrlich das sein müßte, aber da hat mich die Mutter jedesmal gescholten und mir mit schwerer Strafe gedroht, wenn ich noch mehr davon rede. Aber ich konnte halt den Trieb nach den Bergen nicht ersticken und drohte fortzulaufen, und da bin ich eines Morgens hier oben erwacht als weiße Gemse mit zwei Hörnchen und niedlichen Hufen, und eine Stimme hat mir zugerufen: „So jetzt kannst du äsen, du weißer Zweihörner, und dich jagen lassen, und nicht eher sollst du erlöst sein, als bis ein Jägersmann dreimal auf dich anlegt und dich dreimal fehlt!" Wie lange ich hier oben geblieben bin, weiß ich nicht, mancher Jäger hat mich gejagt, keiner hat es gewagt, den Schuß abzufeuern, jetzt aber bin ich erlöst, und ich danke euch sehr dafür!"

Digitized by Google

Theodul hat dann das schöne Fräulein hinuntergeleitet ins Tal und ist wieder hinaufgestiegen ins Bergdorf. Ueber das seltsame Abenteuer aber hat er sich ausgeschwiegen. Einige Monate später ist er aus seiner Heimat verschwunden. Die Leute munkelten allerlei über ihn und deuteten mit dem Zeigefinger nach der Stirne, wenn sie von ihm sprachen. Uebergeschnappt sei er und nach Savoyen ausgewandert, der Lapp, weil ihn dort ein reiches Fräulein heiraten wolle.

Digitized by Google

Die Spinnerin am Aletschgletscher.

Einer der längsten und großartigsten Gletscher der ganzen Alpenwelt ist der Aletschgletscher. Mannigfach sind die Formen seiner Eistürme, die aus seinem Rücken aufragen, unermeßlich die Zahl der tiefen grünen Spalten, die ihn nach allen Richtungen durchqueren. In diesen Spalten, wo die Wasser rauschen und gurgeln, wohnen die Seelen, die noch der Reinigung bedürfen, und am Aletschgletscher werden die kleinen Kinder geholt und in die Hütten getragen.

Einst ging ein Lehrer mit seinen Schülern spazieren. Kaum hatten sie das Eis betreten, so hielt der Lehrer betroffen inne und wehrte den Schülern, den Weg fortzusetzen. Als sie ihn verwundert fragten, warum er auf halbem Wege stehen bleibe, sagte er: „Ja, wenn ihr jetzt schauen könntet, was ich mit meinen Augen sehe, dann würdet ihr zusammenfahren, und ihr begehrtet keinen Schritt weiter zu gehen; denn im Gletscher wimmelt es von armen Seelen!“ Als die Schüler über das Gletscherfeld wegschauten und nichts bemerken konnten, das sich regte, und deshalb die Köpfe schüttelten, da rief er einen her und sagte: „Steh hinter mich, heb den linken Fuß und schaue mir über die rechte Achsel!“ Der Schüler tat, wie ihm geheißen wurde, und was er nun sah, trieb ihm die Haare zu Berge. Aus den blauen Eisspalten sah er die Köpfe so vieler armen Seelen emportauchen, daß man keinen Fuß hätte dazwischen stellen können. Da machte

Digitized by Google

der Lehrer kehrt, und mit ihm die Schülerschar, und an diesem Tage wurde der Spaziergang nicht fortgesetzt.

Nahe beim Gletscher stand ein wetterschwarzes Holzhüttchen, in dem eine Witwe wohnte, und an das sich die alten Leute noch erinnern können. Ein entfernter Verwandter trug ihr jedesmal, wenn er mit dem leeren Käsräf aus dem Speicher unten im Walde heimkehrte, eine Bürde Holz zu, so daß sie im Winter brav einheizen konnte. Sie vertrieb sich die Einsamkeit mit Spinnen, und wenn sie früher die Altschmidja geheißen wurde, nannten sie jetzt die Talleute bald nur noch die Spinnerin am Aletsch. Sie betete oft für die armen Seelen im Gletscher, und wenn sie bis tief in die Nacht hinein spann, vermischte sich das Murmeln ihrer Gebete mit dem Schnurren des sausenden Spinnrades. Die Haustüre ließ sie jede Nacht ein bischen offen, damit die armen Seelen in ihre warme Stube hineinkommen und sich beim großen steinernen Ofen erwärmen konnten. Doch durften die Seelen des Aletschgletschers nicht eher hinein, als bis sich die Alte zur Ruhe begeben. Damit die Seelen auch wußten, wann dies geschehe, öffnete sie ein Fenster und rief gegen den Gletscher hinunter: „Jetzt — mir aber weder zum Schaden noch Nachteil!" Dann ließ sie ein Stümpchen Licht brennen und ging zu Bette. Bald wurde die Haus- und die Stubentüre wie von zarter Frauenhand sachte geöffnet, ein kalter Windhauch fuhr hinein, und dann trippelte und trappelte es herein, als wenn sich unzähliges Volk in die Stube und zu dem Giltsteinofen drängte. Das ging die ganze Nacht hinein und hinaus wie in einem Bienenkorb, aber die gute Witwe schlief fest in ihrem Bette, die Decke bis an die Schläfen hinaufgezogen, und sah und hörte nichts. Gegen Morgen, wenn im Tale unten zum Rosenkranz geläutet wurde,

Digitized by Google

verschwand die Geisterschar wieder, die Frau kleidete sich an, kochte die Milch und setzte sich wieder ans Spinnrad. So ging es jede Nacht, den ganzen Winter hindurch.

An einem überaus kalten Winterabend blieb sie länger als gewöhnlich an ihrem Spinnrocken, weil sie den Rest von ihrem Werghaufen noch abspinnen wollte. Darüber verstrich die Zeit, und Mitternacht rückte heran. Sie vernahm schon seit einiger Zeit ein leises Gesumme, aber sie hatte geglaubt, das sei der Gesang ihres Spinnrades. Auf einmal rief jemand ganz deutlich vor ihrem Fenster: „Schoch, Schoch, Schoch, d'Altschmidja spinnt noch", d. h. uns friert, und die Altschmidja spinnt noch. Die Frau hielt das Rad an, trat ans Fenster und rief hinaus: „Ich weiß es wohl, ich will nur noch diese Locke Werg abspinnen!" Das ging aber länger als sie geglaubt, und bald ertönte es draußen von neuem: „Schoch, Schoch, Schoch, d'Altschmidja spinnt noch!" Da verlor sie die Geduld und rief hinaus: „Wenn ihr nicht warten mögt bis ich fertig bin, so kommt halt herein;" aber sie vergaß beizufügen: „Mir unschädlich!" Da flogen die Haus- und die Stubentüre mit einem heftigen Ruck auf, und ein ganzer Schwarm unsichtbarer Geister drängte herein, und das rauschte und summte und brummte und wollte kein Ende nehmen. Sie hielt die Hand aufs Herz, denn ihr wurde auf einmal so heiß am Spinnrad, daß die Schweißtropfen über die Wangen perlten. Sie konnte sich nicht mehr rühren, weder vorwärts noch rückwärts, denn die Stube war übervoll, und da mußte sie sitzend am Spinnrad warten, bis am Morgen die unheimlichen Geister wieder verschwanden. Sie nahm es für eine Strafe hin und dachte, sie hätte halt die Geister weniger lang in der eiskalten Luft draußen warten lassen sollen, und von nun an spann sie nicht mehr über

Digitized by Google

die gewöhnliche Zeit hinaus. Wenn die Stunde da war, ließ sie ein Lichtlein brennen, gab das Zeichen zum Fenster hinaus und schlüpfte ins Bett.

So verstrichen noch viele Jahre, und die Altschmidja fühlte die Last des Alters und das Versagen ihrer Kräfte. Auf einmal nahmen diese so rasch ab, daß sie wußte, jetzt hange ihr Leben nur noch an einem Fädchen. Sie hatte noch Zeit, dem Buben, der ihr in der Traggabel einen neuen Stoß Holz heraufgebracht, zu sagen, er möchte eine Krankenwärterin bestellen. Am nächsten Tag lag sie schon in den letzten Zügen. Der Bub hatte zwei Verwandte als Wärterinnen heraufgebracht, und diese wußten, wie gut die Altschmidja mit den armen Seelen im Gletscher gewesen, und sie berieten zusammen, als die Nacht hereinbrach, was jetzt die Gletscherseelen wohl tun werden, wenn ihre gute Freundin gestorben sei. Da hörte man vor dem Fenster rufen: „Schoch, Schoch, Schoch, d'Altschmidja lebt noch!" Die Sterbende hob ein wenig den Kopf, und ein Lächeln der Freude glitt über die runzeligen Züge, dann faltete sie die Hände und verschied. Da wurde es hell vor dem Fenster, als ob plötzlich der Vollmond hinter schwarzem Gewölke hervorbräche, und als die beiden Krankenwärterinnen unter das Fenster traten, sahen sie, wie die flackernden Flämmchen in langen Reihen langsam von der Hütte gegen den Gletscher hinunterglitten wie in einer Prozession, und wenn sie bei den Gletscherspalten anlangten, plötzlich erloschen. „Das werden die armen Seelen sein, mit den Nachtlichtern, welche die Altschmidja für sie hat brennen lassen," sagten sie zu einander, „die geben ihr nun zum Dank für ihre Guttaten das Geleite zu dem Ort, wo sie auch das Letzte abbüßen wird!"

Digitized by Google

Die Gräfin auf der Lusgen.

Auf dem Gletscherbord des obern Aletschtales liegt die Alp Lusgen. Geht man zu den obersten Alphütten, wohin das Vieh erst anfang August hinaufgetrieben wird, und steigt hinunter zu den blau und grün schimmernden Gletscherbändern, so gelangt man an einen Ort, wo der Fels infolge der Verwitterung in hundert und tausend einzelne Blöcke und Tafeln zerfallen ist. Man nennt einen solchen Ort der Zerstörung ein Felsenmeer. Die Blöcke liegen kreuz und quer durcheinander, bald sind es große Würfel, bald Pyramiden und Platten, bald stehen sie aufrecht, bald liegen sie wagrecht wie steinerne Tische, und das ist das häufigste, weshalb der Ort auch „zen Tischen" genannt wird. Hier liegt seit uralter Zeit ein großer Schatz verborgen. Alte Sennen behaupten keck, ihn schon gesehen zu haben, besonders zur Zeit des Sonnenunterganges. Das Silber, das auf diesen Platten geglänzt und gegleißt, hätte sie schon gelüstet, aber eine vornehme Frau in schneeweißen Kleidern sei dabei gesessen, und diese Frau, die nur ein böser Geist sein könne, hätte sie immer abgeschreckt.

Einst zog ein armer Senne, ein Quatemberkind, der von diesen Schätzen und der weißen Frau nichts wußte, bei den Platten vorbei, um einem verlorenen Schaf nachzusteigen. Da flog unweit von ihm ein Schmetterling auf mit großen goldenen Flügeln. Er haschte danach und glaubte ihn schon in der Hand zu halten, als er ihm wieder ent-

Digitized by Google

wischte und eilig davon flatterte. Er jagte ihm nach, da verschwand er in einer Spalte zwischen den Tischen. Der Senne hielt an, und nun vergaß er plötzlich den Schmetterling, denn die Steinplatten waren mit schimmernder Leinwand bedeckt, und darauf lagen Silberschätze, so viel sich ein Herz nur wünschen mochte. Der Glanz dieser Kostbarkeiten blendete sein Auge so sehr, daß er die Hand davor halten mußte, und jetzt, wie erschrak er! Ganz nahe neben ihm saß eine schöne Frau auf einem der Tische. Zur Linken von ihr lag ein Haufen Goldes, zur Rechten ein Haufen Silberlinge; sie tischte das Gold nach rechts, das Silber nach links und war so vertieft in das Hin- und Herlegen, daß sie seiner nicht zu achten schien. Das dunkle, schwere Haar war in einen Knoten gebunden, und ihre Kleider, die aus feinster Seide gesponnen schienen, glänzten wie Mondenschein. Um den Hals trug sie eine goldene Kette, die blitzte wie Tautropfen im Strahl der Morgensonne. Jetzt hob sie die schwarzen Augen und richtete sie auf ihn, und sie winkte ihm mit der Hand, näher zu kommen; doch es schauderte ihn ob der fremden, blendend weißen Marmorgestalt. Er schlug sich mit der Faust vor den Kopf, um zu sehen, ob er wache oder träume, und er murmelte für sich: „Fliehen darf ich doch nicht vor einer Frau, das wäre zu schämig," und so trat er näher und grüßte freundlich. Nun sah er erst, daß ihr Kleid mit Diamanten übersät war, die wie Eiskristalle glitzerten und in allen Farben des Gletschers und des Regenbogens funkelten. Etwas so Vornehmes und so Schönes hatte er auch im Traume noch nie gesehen.

Der kalte Zug im Gesicht der Frau verschwand; ein freundliches Lächeln überflog ihr Gesicht, und ihre Augen glänzten wie die Sterne in tiefer Nacht. Da wollte er die Frage stellen: „Frau Gräfin, was wünscht

Digitized by Google

ihr von mir, ich bin ein armer Senne," .... aber da richtete sie sich auf, sein Herz klopfte vor Angst, so daß er zitterte wie Rispengras im Windeshauch, und die Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Eine fürchterliche Angst überfiel ihn, er drehte sich um, ergriff die Flucht und flog nur so über die Platten weg der Alp zu. Da hörte er ein Donnern und Krachen hinter sich, als ob der ganze Berg zusammenstürzte, und als das schreckliche Getöse verhallte, hörte er ganz dicht hinter sich seufzen, aber er wagte nicht umzusehen, bis er die Hütte erreicht hatte. Die ganze Nacht konnte er kein Auge schließen, immer sah er das schöne weiße Gesicht der Gräfin und die unermeßlichen Silberschätze, und er sagte sich, er habe das alles durch seine kindische Furcht verscherzt. Die Gräfin hätte ihm gewiß nichts zu leide getan, und da wurde er zornig auf sich selbst, biß sich in den Arm vor Wut und nannte sich einen Narren und Feigling. Des Morgens in aller Frühe wollte er wieder aufbrechen, gegen die Platten hinaufsteigen und sich vor der Frau niederwerfen und sich reuig und demütig zeigen.

Kaum brach der junge Tag an, wanderte er wieder bergauf und überlegte sich, was er der Frau mit den Silberschätzen alles sagen wollte. In Gedanken sah er sich schon als reichen Mann. Die schöne Alp wollte er an sich bringen, dann ins Eringertal reisen, dort die schönste Herde ankaufen und an den großen Frühjahrs- und Herbstmärkten mit einem schweren Geldsack auf den Brigermarkt ziehen.

Als er die Platten erreicht, war es noch nicht Mittag, und er mußte warten, bis die Abendsonne den Westen rötete. Er entfernte sich wiederum von dem seltsamen Orte, schritt über die Alpweiden und gedachte erst zurückzukehren, wenn es Zeit sei; da würde dann die Gräfin schon auf den

Digitized by Google

Tischen sitzen und ihn vielleicht erwarten. Als die Sonne sank, kehrte er um und sprang über die Felsentrümmer bis zu der Stelle, wo gestern die vornehme Gräfin gesessen. Diesmal wollte er standhaft sein. Aber die Platten waren leer, nichts sah er als die mit grauem Moos überzogenen Felsenwürfel, die wohl schon eine Ewigkeit hier herumlagen; in der Tiefe hörte er das Herdengeläute der weidenden Tiere, hier oben aber regte sich nichts, die Sonne versank hinter den Bergen, und die Nacht stieg herauf aus dem Rhonetal. Wie schwarze Tücher glitten die Schatten der Nacht den Wänden und Halden entlang aufwärts, deckten weit unten die Alphütten zu und rückten immer näher, so daß er kaum mehr die einzelnen Blöcke unterschied. Da nützte es nichts mehr, länger hier oben zu verweilen. Traurig wanderte er wieder haldab, und jetzt gelobte er erst recht, keinem Menschen ein Wörtchen davon zu sagen.

Jede Woche stieg er noch einmal hinauf zu den Tischen, bis der Herbstwind über die Weide strich und das Vieh von der Alp getrieben wurde. Die Gräfin hat er nie mehr gesehen, und doch hat er sie nicht vergessen können. Er ist ein Sonderling geworden und einer geblieben sein Leben lang, hat seine Kameraden gemieden, sich stets einsam auf der Alp herumgetrieben und nach etwas gesucht, kein Mensch wußte wonach, und dann ist er früh gestorben.

Digitized by Google

Der Totentanz.

Eine Stunde über dem schönen Kirchdorf Unterbäch liegt noch ein kleiner, aus schwarzen Hütten bestehender Weiler, Im Holz genannt, der nur einige Monate im Sommer bewohnt wird.

In dem nahen, tief verschneiten Walde neben dem Weiler war ein junger Bursche aus dem Kirchdorf mit Holzhacken beschäftigt. Er hing traurigen Gedanken nach, denn vor einem Monat erst war ihm seine Geliebte, mit der er so manchen schönen Abend durchgetanzt, an einer tückischen Krankheit gestorben. Als die Nacht hereinbrach, schichtete er das gefällte Holz zusammen, schlug die Axt in einen Fichtenstamm und machte sich langsam auf den Heimweg. Die ganze Woche schon hatte er in seiner Hütte hier oben genächtigt und jeden Abend eine warme Suppe gekocht, um sich den langen Aufstieg vom Dorfe Unterbäch zu ersparen. Er zündete wie immer das Talglicht an und rührte über dem Feuer das Trockenmahl. Dann stieg er in den Keller hinunter, um Käse und Brot zu holen. Als er wieder die Treppe heraufstapfte, sah er das gegenüberliegende Haus heller denn je erleuchtet. Dunkle Gestalten flogen an den Fenstern vorüber, und er hörte eine seltsame Musik. „Was ist jetzt das," sagte er halblaut, „hier oben wohnt ja niemand, da haben sich sicher die von Unterbäch und Eischol im Verborgenen zu einem Tanze zusammengefunden. Mir werden sie nichts gesagt haben, weil ich um meine

Digitized by Google

Kathrine traure, auch bin ich die ganze Woche nicht ins Dorf hinuntergestiegen!"

Er trat wieder ins Haus, da ihn fror, aß die Suppe, legte den Zinnteller und den Holzlöffel bei Seite, knüpfte den Rock fest zu und schlich sich zu dem Nachbarhaus hinüber, um ein wenig durchs Fenster zu gucken. Aber es war eine bitterkalte Nacht, und die Fenster waren verhüllt von einer grauen Eisschicht, so daß er nichts unterscheiden konnte. Doch die Haustüre war offen, und so trat er ganz leise ein, um nicht gehört zu werden und ging bis an die Stubentüre, die auch nicht verschlossen war. Durch die schmale Spalte bemerkte er Lichter auf dem Tisch und in einer Ecke den Geiger, der einen wilden Tanz aufspielte, und nun sah er, wie die Paare sich drehten und herumwirbelten, fest ineinander verschlungen, aber sowohl der Geiger als die Tänzer und Tänzerinnen waren ihm unbekannt. Das waren nicht die Unterbächer und nicht die von Eischol, das waren fremde Gesichter, die er noch nie gesehen, und nun fiel ihm auch auf, daß die meisten altväterisch gekleidet waren, Halbschuhe trugen und Kniehosen und Schwalbenschwänze, die um die Hüften flogen. Auch hörte er kein Getrampel auf den Brettern des Fußbodens, und nun schrak er zusammen. Die Kleider der Männer und Frauen waren mit Rauhreif bedeckt; an den Hosen und Röcken, an den Kragen und Haarspitzen hingen kleine Eiskerzen, und auch die Hände sahen aus, als ob die Finger lauter Eiszapfen wären. Jetzt hefteten sich seine Blicke auf eine Frau, die ihm bekannt erschien. Beinahe hätte er einen Schrei ausgestoßen. „Was ist das für eine sonderbare Gesellschaft — und die da mit den langen, schwarzen Haaren und den großen Augen, das ist — das ist meine Kathri, meine Geliebte, die unlängst gestorben und auf dem Kirchhof unten begraben ist!"

Digitized by Google

Eiskalt fuhr es ihm über den Rücken, als ob er unter dem Gletscher stände und das kalte Wasser über ihn flösse; er wandte sich ab von den Geistern und eilte so schnell ihn die zitternden Beine trugen, nach seiner Hütte, schloß die Haus- und die Stubentüre gut zu und legte sich flugs ins Bett. Er zog die Decke bis über den Kopf hinauf und konnte doch lange nicht warm werden im Bett; es schüttelte ihn ein starker Fieberfrost, und immer mußte er an den Totentanz denken und an seine Geliebte.

Da knarrte der Riegel, und es klopfte leise an die Stubentüre. Er hielt den Atem an und horchte. Jetzt klopfte es stärker. Er hatte nicht den Mut, „herein" zu rufen und kroch noch tiefer unter die Decke. Nach einer Weile streckte er den Kopf hervor, um Atem zu schöpfen und nach der Türe zu sehen, die er gut verschlossen hatte. Nun ging sie doch auf, und herein trat seine alte Geliebte, die Kathri. Die Eiskerzen klirrten leise wie seine Glöcklein. Dem Burschen wurde entsetzlich elend zu Mute, und in der Verzweiflung rief er aus: „Jesus und Maria, wer bist du?" Da beugte sich ein eiskalter Schatten über ihn und berührte seine Lippen. Der Geist war angesprochen und hatte das Recht, von seinem Atem zu schöpfen und mit ihm zu sprechen. Da schwand die Furcht plötzlich, und der Bursche führte mit der Geliebten ein langes Gespräch. Zuerst fragte sie ihn: „Kennst du mich?" „Ja, du bist es, mein Herzgespiel, meine Kathri," antwortete er.

„Ja, ich bin deine ehemalige Geliebte," gab sie zur Antwort, „ich komme aus dem Aletschgletscher und muß mit andern an den Quatembern hier tanzen und die verbotenen Tänze abbüßen, die ich mit dir gehalten. Aber du hast mich jetzt angeredet, und ich erhoffe baldige Erlösung. — Geh morgen ins Dorf hinunter und verrichte

Digitized by Google

gute Werke für meine Seele, dann wirst du meine Erlösung beschleunigen!“

Noch vieles hat sie mit ihm gesprochen, denn sie blieb in der Stube, bis die Morgenglocke vom Dorf herauf ertönte, aber der Bursche hat geschwiegen und mit keinem Menschen von dem, was er gehört und gesehen, ein Wort gesprochen. Er hat die guten Werke verrichtet, ist immer ledig geblieben, hat nie mit den Mädchen gescherzt und soll noch in späten Jahren auf dem Totenbette von seiner armen Kathri erzählt haben, die er nun in der Seligkeit wiederzusehen hoffte.

Digitized by Google

Der Narr und die Räuber.

In dem dichten Fichtenwald zwischen Brig und Turtmann trieben sich Räuber herum, die plünderten, raubten und die Dorfschaften in Schrecken jagten. Kein Mensch wagte es, sich ihrem frechen Treiben entgegenzustellen. Da erbot sich der Freiherr Stockalper von Brig, die Räuber in ihrer Höhle aufzusuchen und auszuforschen, wie man sie am besten einfangen könne. Dieser Stockalper stand bei dem Volk in hohen Ehren und genoß den Ruf eines Mannes von großen Talenten, umfassendem Wissen und schlauen Praktiken. Auch soll er bei hohen Fürstlichkeiten, so beim Herzog von Aosta, in großer Gunst gestanden sein. Das Volk liebte ihn besonders seiner ritterlichen Kühnheit wegen, und das Wagestück, das er nun unternahm, trug viel dazu bei, ihn bei den Anwohnern der Rhone und bei den Bergleuten des Wallis in noch größeres Ansehen zu bringen.

Er verkleidete sich als schmutzigen Bettler und Narren und reiste zur Nachtzeit durch den gefährlichen Räuberwald. Als ihn die Räuber einfingen, stellte er sich so dumm und einfältig, daß sie ihn unter Spott und großem Gelächter zu den Kameraden in die Höhle brachten. Dort trieben sie allerlei Narrheiten mit ihm und gaben ihm aus einem Totenschädel zu trinken. Der Narr machte einige Grimassen, lachte, setzte die Schale an, trank sie aus und rief: „Die Suppe ist gut!“ Da er behauptete, ein Meister im Kochen zu sein, wurde er als Bratenwender angestellt. Nun hatte er die schönste Gelegenheit, sich das Räubernest

Digitized by Google

genau zu beſehen und ſeine Pläne auszuhecken. In der Höhle und draußen im Walde, wenn er das dürre Holz zuſammenlas, beobachtete er die Bande und merkte ſich die geheimen Zugänge zur Höhle. Schon lange hatte er gemerkt, daß ihm die Räuber nicht alle trauten. Einige betrachteten ihn mit argwöhniſchen Blicken, und eines Tages hörte er, wie ſie zu ihren Kameraden bemerkten: „Das iſt gar kein Narr, der verſtellt ſich nur, das iſt ein verkleideter Spion, wir müſſen ihn töten, ſonſt wird er uns verraten!“ Die andern aber entgegneten: „Ach was, laſſen wir ihn am Leben, wenn er auch kein Narr ſein ſollte, ſo verſteht er doch das Kochen famos, und damit haben wir unſere guten Tage!“ Der Narr, der eben in der Schüſſel Eier rührte und zuhörte, verzog ſein Geſicht zu einem Grinſen und ſagte in läppiſchem Tone: „Es geht nicht immer ſo, ſondern auch ſo!“ und er rührte ſtatt links, rechts herum! Die Räuber achteten ſeines Geſchwätzes wenig und wurden einig, ihn am Leben zu laſſen.

Nach einigen Wochen wünſchte der närriſche Koch tiefer in den Wald einzudringen, um zu erfahren, wie es im dichten Buſch eigentlich ausſehe. Er gab auch vor, Beeren ſuchen zu wollen, um ihnen auf den Abend ein beſonders leckeres Gericht vorſetzen zu können. Wiederum ſagten die einen, er hätte zu geſcheite Augen, um ein Narr zu ſein, man ſolle ihn auf der Stelle töten. Aber das Haupt der Bande ſagte: „Laßt ihn nur gehen, der weiß nicht einmal, was ein Wald iſt!“

Da ließen ſie ihn ziehen, und er nahm eine Schüſſel unter den Arm für die Beeren. Die Mißtrauiſchen aber ſchlichen ihm nach, doch als ſie ſahen, daß er vorerſt wieder Brennholz zu Haufen trug und dann Beeren in die Schüſſel pflückte, dachten ſie, ſie hätten ſich getäuſcht und kehrten zu der Höhle zurück.

Digitized by Google

Als Stockalper merkte, daß seine Wächter zurückblieben, warf er die Schüssel ins Strauchwerk, riß die Fetzen von seinen Kleidern, die ihn am Laufen hinderten und wandte sich zu eiliger Flucht aus dem Walde. Unterwegs traf er einen Fuhrmann, der sein Pferd in Galopp setzte, als er ihm erzählte, um was es sich handle, und so gelangte er glücklich nach Brig, wo er sofort die Polizei und das ganze Dorf alarmierte.

Am nächsten Tag wurde aufgebrochen und alles vorbereitet, damit die Höhle zwischen zwölf und ein Uhr mittags, wo die Räuber zu schlafen pflegten, von mehreren Seiten zugleich überfallen werden konnte. Der Plan gelang vortrefflich. Man schlich sich durch die geheimen Zugänge heran, und die Räuber wurden in der Höhle überrascht, gefangen genommen und gefesselt nach Brig geführt.

Als die Uebeltäter in Brig mit gebundenen Händen zum Richtplatz geführt wurden, sahen sie unter den Richtern den geflohenen Narren und Koch in ehrwürdiger Amtskleidung. Sie erkannten ihn sofort, und einer rief: „Seht ihr den Narren, ich habe immer gesagt, er sei kein Narr!“

Stockalper erhob sich und sagte: „Und ich habe auch gesagt, es gehe nicht immer links herum,“ und er machte die Bewegung des Rührens, „sondern auch einmal rechts herum!“ Der Räuberhauptmann aber rief in seinem Unmute: „Er ist ein Narr und bleibt einer all sein Lebtag!“

Digitized by Google

Der Untergang von Täsch.

Im Vispertal, zwischen Randa und dem weltberühmten Zermatt, liegt das Dörfchen Täsch. Unweit der kleinen Ortschaft führt der Weg durch eine Wildnis von großen Blöcken, die mit Moosen, Brombeerstauden und andern Schlingpflanzen überwuchert sind. Wer sich die Steinwildnis etwas näher besieht, merkt, daß die Massen von der Felswand über der Schräghalde heruntergestürzt sind, aber kein Mensch ahnt, daß unter diesen Trümmern das alte Dorf Täsch begraben liegt. In heiligen Zeiten sollen Quatemberkinder das Glöcklein der zertrümmerten Kirche hören, und das soll gerade tönen wie das Summen eines Brummels, der über Blütensterne dahinfliegt.

Zu der Zeit, als das Dörfchen noch stand, trat ein ärmlich gekleideter Mann mit einem schönen blonden Vollbart zu der reichsten Bäuerin, die eben in einem großen Kessel Kartoffeln sott. Das Hemd des Mannes war über die Brust geöffnet, und ein schwarzer Schlapphut beschattete das hagere Antlitz. Er bat die Bäuerin, sie möchte ihm von ihrem Ueberfluß ein Almosen geben, bei allen Häusern sei er abgewiesen worden, und er hätte doch den ganzen Tag nichts gegessen und spüre den größten Hunger. Die Bäuerin machte ein böses Gesicht, streckte den Arm zur Abwehr aus und schüttelte die Rechte. Sie sei nicht gewohnt, Bettler und Faulenzer zu Tische zu laden, er sei noch jung und könne sich sein Brot selbst verdienen. Damit schlug sie die Türe zu. Da richtete sich der Bettler auf

Digitized by Google

und sagte: „O du unverständiges Weib, hättest du mir das Almosen gewährt, so wäre in deine Speisen so viel Segen gekommen, daß du immer satt geworden wärest, aber da du so geizig und hartherzig bist, sollst du samt deinem Dorfe verflucht und vermaledeit sein!“ Damit ging der Fremde weg und lenkte seine Schritte zu der letzten Hütte des Dorfes. Es war ein vor Alter schwarz gewordenes Holzhaus mit zwei erblindeten Fensterchen. Die reiche Frau sah ihm durchs Fenster nach und lachte: „Dort soll er nur anklopfen, die Witwe hat ja selbst nichts zu beißen!“ Die arme Witwe aber wies den Fremden nicht ab; sie sagte nur: „Ich bin arm und kann euch nichts anbieten, aber wenn ihr ein wenig warten wollt, so hole ich mein Huhn, das draußen auf dem Misthaufen die Kornspreuer zusammensucht und werde es schlachten!“ Der Fremde war damit einverstanden, nahm Platz an dem ärmlichen Tischchen, und die Frau kochte das Huhn und legte es ihm vor. Der Mann dankte sehr und wollte weiter reisen, aber die Frau bat ihn, doch da zu bleiben und die Nacht hier zuzubringen, denn sie fürchte ein Unwetter und bis zum nächsten Dorf sei ein weiter Weg. Wenn er mit ihrem Bette vorlieb nehmen wolle, so solle er es nur sagen, sie finde schon noch ein Plätzchen für sich.

Der Fremde dankte wiederum und sagte, er nehme das Bett gerne an, da er heute einen langen Weg zurückgelegt habe und sehr müde sei. Bevor er sich zur Ruhe legte, sagte er zu der Frau, sie werde in der Nacht einen furchtbaren Lärm, Gepolter und Getöse hören, und das Haus werde zittern wie bei einem Erdbeben, aber sie solle sich nur nicht fürchten und kein Licht machen. Und richtig, in der Nacht hörte sie ein donnerähnliches Krachen, als ob die Welt bersten müßte. Der Berg über dem Dorfe spaltete

Digitized by Google

sich, stürzte nieder und begrub das Dorf mit der Kirche und all seinen Hütten. Am Morgen war keine Spur mehr davon zu sehen, kein Balken und kein Dachbrett; an Stelle der Hütten und Speicher lagen lose Felsstücke, nur das Häuschen der Witwe stand noch, und sie hörte das Huhn, das sie gestern abend ihrem Gaste vorgelegt, auf dem Düngerhaufen draußen gackern, der Fremde aber war verschwunden.

Digitized by Google

Die Visperschlacht.

Im Christmonat des Jahres 1388 ritt der Herzog von Savoyen mit einer erlesenen Ritterschar und einem zahlreichen Gefolge das Wallis hinauf bis vor die Visp. Hinter dem Flusse, der aus dem Zermattertal niederrauscht und sich in die Rhone ergießt, stand die Burg, die von dem Fluß den Namen führt. Während das Heer sich in der Ebene lagerte, sandte der Herzog einen Boten vor die Burg mit der Aufforderung, sich zu ergeben, sonst werde er das ganze Land zerstören, die Dörfer einäschern und die Bewohner niedermetzeln. Die Visper erschraken sehr, denn sie waren zum Kriege nicht gerüstet und begehrten deshalb drei Tage Bedenkzeit. Sie hofften, in der kurzen Spanne Zeit die Oberwalliser zu Hilfe rufen und sich selbst retten zu können. Doch machten ihnen die festen, wohl bewehrten Ritter in ihren glänzenden Rüstungen und den glitzernden Waffen und der große Troß gar viel Sorge.

Die Visper verhielten sich mäuschenstill und sandten Eilboten hinauf nach Brig und ins Goms. In der dritten Nacht langte die Hilfsmannschaft aus dem Oberwallis an, und heimlich und ohne Lärm wurde sie in die Häuser und auf die Burg verteilt. Dann wurde ein Arm des Visperwassers ins Dorf geleitet, das Land rings herum überschwemmt, und das Wasser gefror rasch in der großen Kälte und machte Weg und Steg ungangbar. In den Stuben, Werkstätten und Kellern wurden spitze Fußeisen, Schuhnägel und Gletschereisen geschmiedet, damit die Männer

Digitized by Google

auf dem glitschigen Boden festen Fuß fassen konnten. Dann zersägte man Bäume zu großen Holzklötzen, belud alle Wagen, die man auftreiben konnte, mit Steinen und befestigte vorn und an den Seiten scharf geschliffene Sensen und andere schneidende Instrumente. Die Weiber legten auch Hand an, trieben den Schmieden die Blasebälge, die Kinder beluden die Wagen, trugen die gespitzten Eisen und Schuhnägel den Männern zu, und so wurde die Arbeit unter das Volk verteilt. An die Stellen, wo man die Bächlein nicht hinleiten konnte, wurde das Wasser in Zubern und Brenten hingetragen und ausgeschüttet, so daß eine einzige ununterbrochene Eisfläche entstand. Bei Tagesanbruch war man zum Kampf gerüstet. Die Hast und der Eifer allein, womit die Arbeit in so kurzer Zeit bewältigt wurde, hatte sieben Männern das Leben gekostet.

Die feindlichen Hauptleute brachten die Nacht der grimmigen Kälte wegen in einem Stadel zu, wo sie ein fröhliches Gelage anstellten. Da banden die Visper einem Lamm die Füße zusammen, öffneten leise die Stadeltüre und warfen das Tier zum Morgengruß hinein. Mit solcher Hast und Eile wurde die Türe wieder zugerissen und mit einem Reisteisen verrammelt, daß einem Manne der Daumen von der Hand weggeklemmt wurde. Darauf legte man den Brand in den Stadel. Die Offiziere schrieen zu den Dachsparren hinaus um Gnade, aber die Visper ließen sich nicht erweichen und warteten, bis die Opfer in der Feuersglut verstummten. Das im Feuer geschmolzene Gold und Silber sah man armsdick aus der Hütte herausfließen. Unterdessen hatte das rührige Volk die feindlichen Truppen angegriffen. Die Holzstücke und die Wagen wurden in die feindlichen Reihen hineingerollt, wo sie große Lücken rissen; dann hieben die Walliser mit ihren Mordwaffen auf die

Digitized by Google

Feinde ein, die auf dem schlüpfrigen Boden keinen Stand fanden, zur Erde purzelten und jämmerlich erschlagen wurden.

Zum Andenken an diesen glänzend erfochtenen Sieg der Vispermannschaft nannte man im Bezirke Visp den Mittwoch vor Weihnachten „Mannenmittwoch“, und jedes Jahr bis auf den heutigen Tag wurde zu Ehren dieses Tages ein Fest abgehalten.

Digitized by Google

Der verhängnisvolle Traum.

Dem Niggi Eggel in Weingarten träumte drei Nächte nacheinander, auf der Rhonebrücke bei Sitten werde er sein Glück finden. Der Niggi lachte über den Traum und erzählte ihn seiner Frau. Diese aber sagte, es sei doch sonderbar, daß er grad dreimal nacheinander dasselbe geträumt, das müsse schon seine Bedeutung haben und sie rate ihm, dem Traume nachzuforschen und eine Wallfahrt zum St. Peterskirchlein zu unternehmen, vielleicht werde er unterwegs über die Rhonebrücke kommen und dann sehen, ob sie recht habe oder nicht.

Der Mann hatte schon lange im Sinne gehabt, eine solche Wallfahrt auszuführen, und so machte er sich ohne langes Besinnen auf die Reise. Vor dem Städtchen Sitten kam er ganz richtig über die Rhonebrücke, aber so sehr er auch die Augen aufsperrte, so bemerkte er doch nichts Besonderes an dem Rhoneübergang. Auf dem Rückweg besah er sich wiederum die Brücke und diesmal etwas genauer. Aber er fand wiederum nichts Apartes, es war eine Brücke aus Balken und Laden gezimmert, wie man sie im Wallis überall findet, sogar in hohen Schluchten, wo es schauerlich hinabzusehen ist. „Träume sind halt doch nur Träume," sagte er; da kam ein Mann von der andern Seite, der ihn fragte, ob er etwas verloren habe auf der Brücke. Der Niggi lachte und sagte, nein, aber es habe ihm etwas ganz Dummes von dieser Brücke geträumt, das Dumme nämlich, er werde hier sein Glück finden. Der andere lachte mit und

Digitized by Google

ſagte, er ſolle ſich um einen ſolchen Traum nur nicht kümmern, ihm hätte auch geträumt, in Weingarten in einem alten Häuschen, im Keller neben der Stutt (Stütze) liege ein Schatz begraben. Nun wiſſe er nicht einmal, wo dieſes Weingarten liege, geſchweige denn das Häuschen, und deshalb laſſe er ſich eines ſolchen Traumes wegen keine grauen Haare wachſen.

Der Niggi Eggel ſteckte den Zeigefinger in den Mund und ſagte nichts darauf; er machte ein nachdenkliches Geſicht, grüßte und ſchritt fürbaß. Er beeilte ſich, nach Hauſe zu kommen, denn es ſchwebte ihm vor, der Mann dort auf der Rhonebrücke könnte von ſeinem Häuschen geträumt haben, und in ſeinem Keller müßte der Schatz liegen. Zu Hauſe angekommen, eilte er mit einem Pickel und einer Schaufel in den Keller, bevor er nur der Frau guten Abend gewünſcht, und als er nun das Werkzeug mit allen Kräften in den Boden ſchlug, prallte es an einem harten Gegenſtand ab. Er ſchaufelte die Erde weg, und nun kam eine Steinplatte zum Vorſchein und darunter ein irdener Topf voll der ſchönſten Goldſtücke. Er nahm das Gold hinauf in die Stube, zählte es und verſteckte es hinter dem Bette. Keinem Menſchen ſagte er etwas von dem herrlichen Schatze. Auf der Rhonebrücke bei Sitten hatte er wirklich ſein Glück gefunden.

Nun riß er ſein altes, baufälliges Häuschen nieder und richtete ein anderes an deſſen Stelle auf, das er einen Stock höher baute und mit ausladendem Dache, damit es vor Sonnenbrand, Sturm und Regen geſchützt ſei. Bald aber fingen die Leute an zu munkeln, wo der arme Niggi das Geld dazu hergenommen, und bald hieß es, das könne er nur geſtohlen oder vom Teufel erhalten haben. Und eines Tages wurde er vor Gericht geladen.

Digitized by Google

Die Richter erbten damals zum Teil das Vermögen der zum Tode Verurteilten, und so lag es in ihrem Interesse, gegen den Niggi mit aller Härte vorzugehen. Der arme Mann wurde in den Turm geworfen, des Diebstahls und der Zauberei beschuldigt, und da sich ein ganzes Dutzend von Zeugen fanden, die gegen ihn auftraten — denn schlechte Leute finden sich überall — sollte er auf der Folter seine Schuld eingestehen. Er erzählte ganz offen, wie er zu dem Gelde gekommen sei, aber niemand glaubte es ihm. Zuerst wurde er nur leichten Foltern, der Daumenpresse und dem Fußeisen, ausgesetzt, dann schweren und zuletzt ganz schmerzvollen Martern. Zwischen den Foltern wurde ihm Zeit gelassen, sich auf seine Missetaten zu besinnen. Diese Pausen gab man den Verurteilten auch, damit sie sich erholen und in den Stand gesetzt werden, wieder neue schreckliche Foltern zu ertragen.

Unterdessen machte die Geschichte von dem merkwürdigen Traum und den gehobenen Schätzen die Reise durchs Land, gelangte auch nach Sitten und kam zu den Ohren des Unbekannten, der dem Niggi auf der Rhonebrücke begegnet und von seinem Traume und dem Schatze zu Weingarten erzählt hatte. Das war ein braver Mann, dem es ans Herz ging, daß ein Unschuldiger den Martertod erleiden sollte. Er reiste sofort ins Oberwallis und legte sein Zeugnis nieder für die Unschuld des unglücklichen Niggi. Der Arme war eben wieder in die Folterkammer geschleppt und dort schrecklich zugerichtet worden. Sofort wurde Befehl gegeben, ihn frei zu lassen, aber die Freiheit kam zu spät. Er wurde mit gebrochenen Gliedern, mit entstelltem Gesicht, den Todesschweiß auf der Stirne, in einer Handwanne nach Hause gebracht, wo er drei Tage später gestorben ist.

Digitized by Google

Der Alpkesseldieb.

Wenn im Herbst die Sennen die Alp räumen und mit der Herde und den kleinern Milchgeschirren bergab ziehen, so werfen sie noch einen letzten Blick zu den Hütten, um zu sehen, ob auch überall die Riegel gestoßen seien, und wenn alles in Ordnung ist, so rufen sie: „Auf Wiedersehen im nächsten Sommer!“ Ueber die Alp kommt wieder die stille Bergeinsamkeit, und nur ab und zu an goldenen Herbsttagen schleicht der Jäger um die Hütten herum; dann steigt der Winter nieder von den weißen Bergspitzen und deckt die Hütten zu mit weichem Flaum. Die Alp versinkt in den Winterschlaf, der lange, lange dauert, und wenn im Tal unten schon längst alles wieder grünt und die Vögel pfeifen, schlafen die Hütten immer noch unter der weißen Decke, bis auf einmal der Föhnsturm über die Hänge pfeift, den Schnee gierig wegleckt und an den Balken rüttelt, daß die Sparren krachen. Da geht ein großer, tiefer Atemzug über die Alp, die Erde öffnet sich, hier und dort sprießen samtfeine Krokus und Glockenblumen hervor, die Matten erglänzen im hellen Grün, bis sie wieder von Neuschnee zugedeckt werden, und nun geht es an ein Kämpfen hin und her, und wenn der Schnee unter den Sonnenstrahlen wieder zerrinnt, strecken die Blumen flugs die Köpfe hervor, um rasch sich zu baden im goldnen Aethermeer, denn schon über Nacht können sie wieder eingeflockt werden.

Nun erscheinen nach einer Reihe von schönen Tagen die Männer der Alpgenossenschaft und sehen sich nach dem

Digitized by Google

Schaden um, den der Winter an Hütten und Ställen und an den Pferchen angerichtet, und dann geht es an ein Klopfen und Hämmern, Flicken und Nageln, bis alles wieder in Stand gesetzt und die von der schweren Schneelast eingedrückten Mäuerchen sich wieder in ihrer alten Größe erheben. Hierauf ziehen die Männer wieder hinunter ins Tal, und eine Woche später erscheinen sie mit den braunen Kühen, die mit ihren Schellen am Halse läuten, mit den schwarzen Augen blinzeln und das Maul schlecken, sobald sie das frische Alpenkraut wittern.

Vor Jahren hatte sich auf der Meidenalp etwas ganz Besonderes ereignet. Als die Dörfler zur Alpung hinaufstiegen und die Hütte aufschlossen, wo die Sennen schlafen und der Käse und die Butterballen gemacht werden, da fehlte der große kupferne Alpkessel. Man suchte ihn überall und konnte ihn doch nirgends finden. Er mußte während des Winters von einem frechen Dieb gestohlen worden sein. Die Aelpler bestellten unten im Tale einen neuen; doch als sie ein Jahr später wieder hinaufzogen, da fehlte der neue Kessel schon wieder und so auch das nächste Jahr. Das war für die Alpgenossen jedesmal ein schwerer Verlust, denn nie war es ihnen gelungen, dem Dieb auf die Spur zu kommen.

Da wählte die Genossenschaft einen neuen Alpenvogt, dem man besonders einschärfte, einmal dafür Sorge zu tragen, daß der Kessel nicht mehr gestohlen werde. Er versprach es, bereute aber sofort nachher, sein Versprechen gegeben zu haben. Wie sollte er das nur anstellen! Bis zur Alp waren es fünf Stunden im Sommer und bei gutem Weg, und im Winter, da konnte er doch nicht jeden Tag hinaufsteigen und nach dem Kessel sehen. Da fiel ihm der Doktor Bärtschu ein, ein bekannter Wunderarzt, der für

Digitized by Google

alles ein Kräutlein wußte. Man sagte von ihm, er besitze zwei Fläschchen, das eine grün und gelb gefärbt, das andere blau und rot, die ihm einst ein Heide mitten im Walde übergeben, und aus denen er alle Krankheiten herauslese. Wahr ist, daß er immer zwei solche Fläschchen mit sich herumtrug und sie jedesmal prüfend beschaute, wenn er zu einem Kranken gerufen wurde. Bärtschu sagte dem Alpenvogt, wenn man sich die Mühe genommen hätte, ihn zu fragen, so wäre er schon imstande gewesen, dafür zu sorgen, daß sowohl der Käsekessel in der Alphütte bleibe, als daß auch der Dieb gefaßt werde. Er holte aus dem Nebenkämmerlein ein Fläschchen, das mit einer gelben Flüssigkeit angefüllt war und in dem allerlei Würzelchen schwammen. Er streckte es ihm hin mit der Bemerkung, er solle das Fläschchen wohlverwahrt mit sich herumtragen, mehr brauche er nicht zu wissen, er werde die Wirkung dann schon sehen.

Der Alpenvogt bedankte sich sehr, grüßte freundlich und ging fort. Er stieg, sobald die Alp geräumt war, fleißig hinauf, um nach dem Kessel zu sehen und nach dem Dieb, den man auch dieses Jahr wieder erwartete, aber bis tief in den Herbst hinein blieb alles beim Alten. Das Alpental war einsam und verlassen wie immer, wenn die Sennen mit der Herde davongezogen sind, und der Kessel war an seinem Ort. Da änderte das Wetter; zuerst regnete es zwei Tage lang, dann fiel der Schnee in großen Flocken, so daß er auf der Alp klafterhoch liegen mußte. Den ganzen Winter hindurch war es nicht möglich, auch nur bis halb ins Tal hineinzudringen; der Weg, der stellenweise als schmales Band an kirchturmhohen Wänden entlang führt, war verhangen, so daß man nur auf großen Umwegen zur Alp gelangen konnte. Ende April, als der Schnee

Digitized by Google

zurückwich, ergriff der Alpenvogt die Schneereifen und den Stock und stapfte ins Tal hinein, der Alp zu. Es wunderte ihn, zu erfahren, ob der Kessel noch am Platz sei oder nicht. Schon aus weiter Ferne sah er, daß die Türe des Alpstaffels offen war, und als er eintrat, erschrak er nicht wenig. Da stand ein Mann mit tief liegenden, erloschenen Augen und erdfahlem Gesicht aufrecht, wie einer, der eben zur Tür hinaus will. Vom Schnurrbart und den Haarspitzen fielen kleine Eiszapfen, den Kessel trug er am Rücken, und die Rechte hielt er ausgestreckt, als ob er die Tür erfassen wollte. Als der Vogt den Alpkessel berührte, sank der Tote zu Boden und zerfiel in Staub und Asche.

Von nun an blieb der Kessel in der Meidenalp sicher vor Dieben.

Digitized by Google

Der Gratzug.

Unter dem Gratzug versteht das Volk Wege, Straßen und Gänge im Gebirge, auf denen die Seelen der Verstorbenen in langen Geisterzügen ganze Nächte durch wandern. An einigen Orten heißen diese Totenprozessionen auch Volkgang oder Symphonie. Wer in einen solchen summenden und murmelnden Geisterzug hineingerät oder sich von einem solchen überraschen läßt, verfällt einer bösen Krankheit und muß oft wochen- und monatelang darunter leiden. Das Volk glaubt diese Gänge und Wege auch zu kennen. So heißt ein bekannter Geisterweg der Tschingelweg, der durch neunundneunzig Alpstaffel führt.

Die Geister treten in den Kleidern auf, in denen sie zu Grabe getragen wurden, oder im Gewande, das zu ihrem Andenken den Wächtern oder den Armen der Gemeinde ausgeteilt worden ist. Ein Verstorbener, der nicht gut oder nur unvollständig bekleidet ins Grab gelegt wird, oder für den man nicht ein solches Gottwand, wie diese Geschenke heißen, ausgeteilt, erscheint im Gratzug auch ebenso dürftig oder unvollständig bekleidet, also ohne Rock und Hut oder barfuß.

Im Vispertal hörte einst ein Mann, der einsam in seinem Häuschen schlief, ungefähr um elf Uhr nachts dreimal seinen Namen rufen. Er solle aufstehen und hinaufsteigen ins Arischleif und die Lärchen, die er dort gefällt, wegräumen, damit der Gratzug den Weg geöffnet finde. Er glaubte in der Stimme seinen verstorbenen Vater zu

Digitized by Google

erkennen, gab schnell Bescheid und sagte, er werde so rasch als möglich hinaufgehen und das Hindernis beseitigen. Er kleidete sich an, stieg in langen Schritten den Weg haldan und machte sich an die Arbeit. Als er eben den letzten Baum vom Wege schleifte, hörte er wieder dieselbe Stimme: „Eile, eile, und stelle dich rechts von dem Weg!"

Mit aller Kraft zog er an dem letzten Rundholz und setzte sich dann todmatt neben den Weg auf einen der Stämme. Da hörte er schon ein schwaches Brummeln und Summen, das immer näher kam und stärker wurde, als ob eine ganze Heerschar den Rosenkranz betete. Dazu wurde ein langsamer Totenmarsch getrommelt und gepfiffen, und dazwischen vernahm er allerlei Musik, die in den Felsen widerhallte, dann weinende und lachende Stimmen, ein wirres Rauschen und Flüstern. Ein warmer Windhauch wehte ihn an, und plötzlich fuhr ein Windstoß durch das Holz und trieb ihm die Haare zu Berge. So sehr er die Augen anstrengte, unterschied er doch nichts als schwarze Schatten, die eilig an ihm vorüberhuschten, aber als die Uhr am Kirchturm unten zwölf schlug, gewahrte er Gestalten, die zu zwei und zu vier, wie der Weg es eben erlaubte, vorüberzogen; die einen waren gut gekleidet, einige liefen barfuß, wieder andere schleppten mühsam zwei Röcke, eine Frau trug statt des Hutes eine schwere Butterballe auf dem Kopf, einem der Verstorbenen fehlte am weißen Kleide der Gürtel, so daß er das lose flatternde Gewand mit den Händen halten mußte.

Als der Geisterzug vorüber war, schlug es unten drei Uhr, und dann läutete das Betglöcklein. Drei lange Glockenstunden hatte der Gratzug gedauert.

Digitized by Google

Der Gewaltshaber von Törbel.

Im Gemeindekeller von Törbel liegt ein altes Weinfaß, an dem die Reifen und Dauben nicht mehr zu unterscheiden sind. Niemand weiß, wie alt es ist; es soll immer im Keller gelegen haben und jedes Jahr neu zugefüllt worden sein. Neben der Kellerstutt befindet sich ein runder Stein, auf den sich der Gewaltshaber zu stellen pflegt, wenn er dem Gemeinderat etwas vorzutragen hat. Wenn zu Weihnachten oder am Fronleichnamstag die große Gemeinde beim alten herkömmlichen Trunk im Gemeindehaus tagt und den würzigen Wein von den sonnigen Gehängen an der Rhone aus alten Holzbechern genießt, dann halten die Vorsteher ihre Sitzungen drunten im Keller. Zu gutem Anfang werden einige Becher versucht, dann wird dieses und jenes vorgebracht und erledigt, und wenn über dem Keller in der Gemeindestube der Redeschwall ansteigt und die Ungeduldigen mit den Nagelschuhen den Boden bearbeiten, bricht der Gewaltshaber die Sitzung ab, was mit einem neu gefüllten Becher am besten geschehen kann, steigt von der Platte neben dem Faß herunter, reicht jedem Gemeinderat ein gefülltes Marjosi oder eine Doppelgroßkanne in die Hand, ergreift selbst eine und eröffnet den Zug in die Gemeindestube, wo das köstliche Naß mit Sehnen erwartet wird.

Vor vielen Jahren war der Baschi Gewaltshaber in Törbel gewesen, ein braver, rechtschaffener Mann. Viele Jahre war er schon im Amte, als ihm ein Mißgeschick

Digitized by Google

passierte. Er hatte der Gemeinde den Herbsttrunk mit Käse und Brot gespendet. Da im Rhonetal unten schon die Traube kochte, mußte das Faß geleert werden. Allen Gemeindern wurden dieselben Bescheide eingeschenkt und Brot und Käse nach bestimmtem Gewichte ausgeteilt. Da blieben zuletzt noch eine Doppelkanne Wein und zwei schwarze Roggenbrote übrig. Er dachte, das sei zu wenig, um es unter alle zu verteilen, und für einen zu viel, und wem hätte er es geben sollen, ohne daß die andern geschimpft hätten! So nahm er die Brote unter den rechten, die Zinnkanne unter den linken Arm, schloß den Keller ab und trug beides nach Hause. Lohn hatte er ja doch keinen für seine Mühe.

Nach Jahren starb der Gewaltshaber, und die Gemeinde betrauerte ihn sehr, denn sie hatte ihm viel Gutes zu verdanken, und laut pries man an der Gräbt seine Gerechtigkeitsliebe und seine große Uneigennützigkeit. Da ging eines Abends, als die Nacht schon hereingebrochen war, ein Mann zu den Mühlen, um das Wässerwasser auf seine Wiesen zu leiten. Er hatte die Wasserfuhr noch nicht erreicht, als ihm drunten auf der Straße ein Mann begegnete, der ihn aufforderte, anzuhalten und ihn anzuhören. Der Wassermann, der den Fremden nicht kannte, sagte, er habe keine Zeit; er müsse sich beeilen, das Wasser über die Matten zu leiten, da jede Minute kostbar sei und das Kraut danach lechze. Als es gegen 12 Uhr rückte, und das köstliche Naß durch die Matten rieselte, gurgelte und sang, stand der Fremde wieder da und bat ihn um Gehör. Da hackte er die Wasserschaufel ein, richtete sich auf und hörte zu, was der Mann ihm zu sagen hatte. Und dieser begann: „Ich bin der verstorbene Gewaltshaber Baschi; ich habe mir einmal bei einer Gemeinde-

Digitized by Google

versammlung eine Doppelkanne Muskateller und zwei Brote im Geheimen angeeignet. Ich möchte meine Ruhe bekommen; drum gehe zu meinem Sohne und bestimme ihn, jedem Gemeinder so viel auszuteilen, als ich der Gemeinde gegen alles Recht entwendet habe!" Der Wässermann hörte andächtig zu, versprach, seinen Wunsch zu erfüllen und ging flugs nach Hause. Als er am nächsten Tag dem Sohne des Präsidenten das Erlebnis mitteilte, gereute diesen der schöne Wein und die vielen Brote. Er brachte nur eine Doppelkanne und zwei Laibe aufs Gemeindehaus, indem er dachte, mehr habe der Vater sich nicht angeeignet, und mehr zu geben sei er nicht verpflichtet.

Des Abends saß er mit seiner Familie um den Tisch herum, als es draußen klopfte. Er fuhr zusammen, ließ den Maislöffel fallen und wagte nicht, selber zu öffnen. Er sandte den Knaben hin; dieser kam erschrocken zurück und stammelte, der Großvater stehe draußen — ganz gewiß sei es der Großvater — und verlange, ihn zu sprechen. Der Vater erbleichte, lief gegen die Türe und rief mit unsicherer Stimme hinaus, er solle nur ruhig sein, er werde alles gut machen.

Am Tag drauf ließ er den Wein und die Brote unter die Gemeinder verteilen, eher zu viel als zu wenig, und der Geist des Gewaltshabers Baschi war erlöst.

Digitized by Google

Die Gottwergini von Oberems.

Im dichten Tannen- und Föhrenwald von Oberems hatte sich ein zahlreiches Zwergenvolk, gewöhnlich nur Gottwergini geheißen, eingenistet, von dem gute und schlimme Dinge erzählt wurden. Wenn die Dörfler sich bei einem Feste belustigten, suchten die Zwerge sie zu überlisten. Zur Fasnachtzeit hielt die Jungmannschaft des Dorfes einen großen Ball ab. Die Zwerge wollten diese gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne diesem oder jenem einen Streich zu spielen. Der Gewaltshaber aber hatte noch ein fettes Schwein im Stalle, das am nächsten Tag geschlachtet werden sollte. Auf dieses Schwein hatten die Zwerge es abgesehen. Sie sandten drei ihrer Genossen mit dem Auftrag ins Dorf, sich bei der lustigen Tanzgesellschaft einzuschleichen und bei günstiger Gelegenheit einen guten Fang zu tun. Die jungen Dörfler, die, nichts Böses ahnend, sich im Tanze belustigten, ließen die Zwerge gewähren und hatten ihre Freude an den kleinen Waldbewohnern, die wie toll unter den Tanzenden herumhüpften. Nach einer Weile, als die Fröhlichkeit den Höhepunkt erreicht und der Wein die Köpfe erhitzt hatte, schlich sich der eine der kleinen Tänzer fort und brachte das Schwein in Sicherheit. Dann kehrte er zu dem Tanzlokal zurück, öffnete die Türe und rief hinein: „Monifang, wo hat der Darm sin Anfang?“

Die zwei Kameraden, die sich hüpfend im Kreise bewegten, antworteten lachend: „Magen, Magen“ und ver-

Digitized by Google

schwanden zur Türe hinaus. Als am nächsten Tag der Gewaltshaber das Schwein schlachten wollte, hatten die Zwerglein es schon verzehrt.

* * *

Einer der Zwerge stieg eines Tages nach Ems hinunter, um die Kräuterfrau zu seinem kranken Weibe zu holen. Sie begleitete das Männchen hinauf zu der Höhle, wo das kranke Weiblein auf einem Bündel Stroh und Tannenreisig lag, und als sie ihre Arbeit verrichtet hatte, schüttete ihr der Mann zur Belohnung ein Häuflein Kohlen in die Schürze, indem er sagte, sie solle jetzt Sorge dazu tragen und unterwegs nichts davon verlieren. Dann begleitete er sie noch ein Stück weit abwärts. Die Kräuterfrau fand den Lohn sehr gering, und als der Zwerg zurückblieb, hielt sie die Schürze nur noch lose an den Zipfeln und ließ die Kohlen nach und nach hinausfallen. Da hörte sie hinter sich die Stimme des Männchens:

„Wie mehr du zatt (streust),
Je weniger du hatt!"

„Der soll nur schreien, der Filz," dachte sie und ließ wieder einige Kohlen fallen. Zu Hause angekommen, warf sie das letzte Stück, das ihr noch geblieben, auf den Herd. Aber das glänzte wie Gold. Schnell griff sie wieder danach, und die kleine Kohle war wirklich pures Gold geworden. Ohne langes Besinnen lief sie zurück, um die verstreuten Kohlen wieder aufzulesen, aber sie fand kein einziges Stück mehr.

* * *

Ein Bauer, dessen Hütte hinter dem Emserwald am Fuß starr aufragender Flühe lag, hatte ein kleines Kind erhalten. Er war in Not, wen er jetzt zum Paten nehmen solle. Verwandte hatte er keine, und da er noch nicht lange

Digitized by Google

hier oben wohnte, besaß er auch noch keine Freunde über dem Walde. Da ging er eines Sonntags hinauf in den Wald, wo die Zwerge hausten und bat einen derselben, dem Kinde Pate zu sein. Der Zwerg war hoch erfreut ob der Ehre, bedauerte aber, dem Kinde kein Geschenk geben zu können, da er arm sei. Er besitze freilich schon etwas in der Höhle, das ihm einst nützlich werden könnte. Er verschwand drin, brachte eine kohlschwarze Wurzel heraus und sagte: „Wenn dir einmal die Ernte mißrät, so wirf dem Vieh im Stall gehörig Futter in die Barre, verteile die Wurzel unter deine Familie, damit jedes ein Stücklein davon ißt, grabt euch im Heustock ein tiefes Loch, kriecht hinein und deckt euch recht warm zu. Aber ihr werdet über meine Rede doch nur lachen!"

Der Zwerg band die Wurzel sorgsam mit dürrem Laub ein, als ob sie Gold wäre, und machte ein gar ernsthaftes Gesicht dazu.

Der Bauer lachte wirklich über die drollige Rede des Zwerges, und als er zu Hause die Wurzel aus dem Laube herausschälte und wiederholte, was der Zwerg dazu gesprochen, lachte die Familie mit.

Jahre verstrichen, und die Wurzel fiel in Vergessenheit. Da gab es einen schlechten Sommer. Das Korn mißriet, eine schreckliche Dürre herrschte bis in den Herbst hinein, für die Schweine gab es keine Futterabfälle, für das Vieh fast kein Heu, und die Schafe hatte eine Lawine verschüttet. Die Familie war in großer Not und gedachte mit Schrecken des langen Winters und ihrer Mittellosigkeit. Da erinnerte sich der Bauer des Patengeschenkes des Zwerges. Er dachte, probieren könne man es immerhin mit der Wurzel, giftig werde sie nicht sein, und wenn sie nicht helfe, so schade sie auch nicht. Er holte die Wurzel, die dürr und hart geworden

Digitized by Google

war wie Leder, aus dem Schränklein, zerteilte sie und gab einem jeden ein Stücklein zu essen, dann warf er den Tieren die Barre voll, so viel er nur hineinstopfen konnte, ging zum Heustock, grub für sich, seine Frau und die Kinder ein großes Loch, deckte alle warm zu und sich ebenfalls, so daß der Kopf nur von der Nase aufwärts frei war, dann wurde es still, und die Familie schlief ein. Es war im Spätjahr.

Als sie erwachten und durch die Balken des Scheuerleins hindurchguckten, grünten draußen die Wiesen. Sie erhoben sich und gingen hinaus. Der Schnee hatte sich schon auf die Berge zurückgezogen, das braune dürre Laub der Buchen war verschwunden, und ein helles Grün leuchtete aus den dunklen Tannen. Sie hatten wahrhaftig den ganzen Winter durch geschlafen. Der Zwerg hatte ihnen ein Patengeschenk gemacht, für das sie ihm großen Dank schuldig waren. Der Bauer ging auch schon am nächsten Tage hinauf in den Wald, aber die Höhle war leer, und die Zwerge waren alle fortgezogen.

* * *

Nach Jahren kehrte bei einem Bauersmann in Ems wieder ein Zwerg ein, der um Arbeit anhielt. Es war zur tiefen Winterszeit, wo man das Vieh in die Voralpen hinauftrieb, um das dort gesammelte Heu verzehren zu lassen. Der Zwerg bat, ihm diese Arbeit zu übergeben und gelobte, die Herde um geringen Lohn getreulich besorgen zu wollen, nur bei schlechtem Wetter nicht. Der Bauer stellte ihn ein, und der Zwerg verrichtete die Arbeit zur vollen Zufriedenheit seines Meisters. Wenn es schneite und stürmte und der Regen peitschte, stieg der Bauer in den Saß, um den Zwerg abzulösen, denn bei schlechtem Wetter wollte dieser nicht arbeiten, das hatte er ja einbedungen, aber da fand er jedesmal das kleine Männchen pfeifend und singend bei der

Digitized by Google

Arbeit, und da ging der Meister denn wieder weg und dachte, der Zwerg hätte es nur zum Spaß gesagt.

Im März erhob sich ein starker Föhn, der die Schneemassen gierig aufsog. Da grub der Zwerg schnell ein tiefes Loch in den Heustock, schlüpfte hinein und hielt sich drei Tage still. Als der Bauer zufällig bei der Hütte vorbeistrich und einen Blick in den Stall warf, fand er das Vieh halb verhungert, und vom Hirten zeigte sich keine Spur. Nach langem Suchen entdeckte er ihn im Heu. Er zog ihn am Kragen heraus und fuhr ihn an, warum er das Vieh im Stich gelassen, das Wetter sei doch nicht schlecht. Da jammerte der Zwerg und sagte:

„Alles Wätter wäre zähm,
Wenn der Wind nit chäm!"

Der Bauer solle nur einen Kübel Wasser aufs Feld stellen, dann werde er sehen, wie schnell der Wind das Wasser auffauge, und so trockne er ihm das Blut in den Adern und das Mark im Gebein.

* * *

In der Roggenmühle zu Ems hielt einst auch ein Zwerg um Arbeit an. Der Müller sagte, wenn er ihm die Mühle gut besorgen wolle, so könne er ihm schon Arbeit geben. Der Gottwerg versprach um geringen Lohn gut und brav zu dienen, und da stellte ihn der Müller an. Der Zwerg hielt getreulich Wort. Vom ersten Hahnenschrei bis zum späten Abend schaffte er in der Mühle, stand noch des Nachts auf, um das Klapperwerk nachzusehen, und die Mühle plapperte und verrichtete das Doppelte der Arbeit.

Als das Jahr um war, dachte der Müller, er wolle dem Zwerg ein schönes Geschenk machen, damit er auch sehe, wie sehr ihn seine Arbeit befriedige, und wie hoch er ihn zu schätzen wisse.

Digitized by Google

Da der Zwerg in Lumpen gekleidet war, ließ er ihm ein schönes mehlfarbenes Kleid anfertigen aus bester Schafwolle, und als es fertig war, überreichte er das Gewand dem Zwerg, der vor Freude hüpfte und schnell in der Mühle verschwand. Dort warf er die Lumpen von sich, schleuderte sie in den Mühlebach, zog das neue Kleid an, betrachtete sich wohlgefällig und sagte:

„Jetzt bin ich ein schöner Mann,
Daß ich nicht mehr mahlen kann!"

Es gefiel ihm auf einmal nicht mehr in der staubigen Mühle, und ohne vom Meister Abschied zu nehmen, reiste er fort in die weite Welt. Der Müller wollte ihm nacheilen, konnte ihn aber nirgends mehr finden.

* * *

Ein Oberemser Bursche hatte die Tochter eines Zwerges, namens Türliwirli, geheiratet. Vor der Hochzeit bat ihn die Tochter, ihr doch zu versprechen, sie nie beim Namen zu nennen, was der Bursche auch gelobte. Sie erhielten zwei Kinder und lebten glücklich miteinander. Als die Kinder sechs- und siebenjährig waren, ging der Mann anfangs Juni ins Alpwerk. Wie er bei seinem Aeckerlein vorbeiging und das Korn so schön stand, rechnete er im stillen den Ertrag der Ernte zusammen.

Als er zu später Abendstunde nach Hause zurückkehrte, sagte die Frau, heute hätte sie böse Zeit gehabt; diese Nacht werde es gefrieren, und da habe sie das grüne Korn geschnitten und zwischen Tannenreiser gelegt. Der Mann fuhr auf und rief in hellem Zorne: „Du vermaledeites Türliwirli!"

Er wollte noch mehr sagen, aber da war sie schon zur Türe hinaus und verschwunden. Am Morgen aber lag ein dicker Reif auf den Fluren, und die Saaten der Nachbars-

Digitized by Google

leute gingen alle zugrunde; der Bauersmann aber konnte sein Korn dem Vieh als Futter vorwerfen, das doppelte Milch erzeugte. Da bereute er sein rasches Wort, und er hätte seine Frau gerne um Verzeihung gebeten, aber sie war weg. Er ging jeden Tag ins Tal hinunter zur Arbeit und kam gegen Abend wieder nach Hause. Die Kinder ließ er daheim. Da trat, wenn er fort war, die Mutter schnell zur Türe hinein, wusch und kämmte die Kinder und räumte die Stube auf. Als der Vater heimkam, fragte er die Kinder, wer denn das besorgt habe, und als sie erwiderten, die Mutter, gebot er ihnen, sie doch zu bitten, sie möchte wieder zurückkommen. Die Kinder richteten die Bitte aus, aber die Mutter wollte nichts davon wissen. Da beauftragte der Mann einen Freund, die Türe abzuschließen, sobald die Mutter hereingeschlüpft sei, und ihn zu rufen. Der Freund führte den Auftrag aus und rief den Mann, der in der Nähe gewartet, herbei. Dieser schloß das Haus auf, flehte seine Frau um Verzeihung an und bat sie, ihn nicht mehr zu verlassen. Die Frau blieb nun im Hause und lebte noch lange Jahre glücklich mit ihrem Manne.

Digitized by Google

Die drei Ratschläge.

Ein junges Ehepaar war betrübt, daß ihm keine Kinder beschert wurden. Der Mann war Schmied und besaß eine gute Kundschaft, aber die Freude zu der Arbeit schwand allmählig, und er murrte über das Schicksal, das ihm versagte, was andern in so reichem Maße zuteil wurde. Eines Tages, als er wieder neben dem Ambos brütete und gar traurig über seine Arbeit weg drein schaute, warf er in seinem Mißmute das Schurzfell weg, ging hinauf in die Stube, zog das Sonntagsgewand an, verließ seine Frau, ohne sie noch einmal zu grüßen, und zog zum Dörfchen hinaus in die Fremde. Er wollte in alle Ferne gehen, wo ihn keine Seele kannte. Hätte er auch nur geahnt, wie bald sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte, wahrhaftig, er wäre zu Hause geblieben!

Als er durch einen langen Wald, dann stundenlang durch Felder und Wiesen gewandert, kam er in ein Dorf, wo er sich bei dem Schmiedemeister als Arbeiter einstellen ließ. Hier schaffte er nun ein Jahr lang, bis ihn eines Tages jemand anredete: „Wie geht es dir, Hannes?“ Da sagte er für sich: „Hier bleibe ich nicht, wenn man mich kennt!“ Er ließ sich den Lohn auszahlen und zog wieder fort, weit, weit, bis er müde von dem vielen Marschieren bei einer Schmiede Halt machte und um Arbeit fragte. Dem Schmied war kürzlich der beste Geselle gestorben, und so war er froh, einen neuen zu erhalten, der ihm schon auf den ersten Blick sehr gut gefiel. Bei diesem Meister blieb Hannes

Digitized by Google

nun volle zwanzig Jahre lang und vergaß darob seine Frau und die Heimat. Da träumte er plötzlich drei Nächte von ihnen, vom Heimatdorf und von seiner Frau, und eine Stimme rief ihm zu: „Geh heim, geh heim, es ist dein Glück!“ Er dachte, das werde wohl seine Bedeutung haben und fragte den Meister, was er tun solle. Dieser riet ihm, der Stimme zu gehorchen, denn wenn man dreimal dasselbe träume, so sei das ein Wink, ein Fingerzeig, dem man gehorchen müsse. Was er nun vorziehe, den Lohn für zwanzig Jahre oder drei gute Ratschläge.

Der Schmied besann sich ein Weilchen und dachte, drei gute Ratschläge von seinem Meister, den er in hohen Ehren hielt, würden ihm wohl mehr nützen als Geld, deshalb sagte er, die drei guten Ratschläge seien ihm lieber.

Der Meister erwiderte mit leuchtenden Augen: „Mein guter Freund, gut hast du gewählt, und du sollst die Ratschläge hören. Sie bedeuten dir jetzt vielleicht wenig, aber befolge sie nur, und du wirst es nicht bereuen. Zum ersten, meide die Abwege, folge immer der guten, breiten Straße; zum zweiten, sei nicht neugierig und zum dritten, strafe nicht im Zorn! Das ist alles, was ich dir zu sagen habe, und nun zieh im Frieden und gedenke deines alten Meisters!“ Er schenkte ihm ein Pferd als Draufgeld und ein Brot als Wegzehrung, dann nahmen sie Abschied.

Der Schmied ritt in der Morgenfrühe davon, und schon wollte es ihn gereuen, die Ratschläge dem großen Lohn vorgezogen zu haben. Da traf er mit zwei Handwerksburschen zusammen, die dieselbe Straße zogen und ebenfalls beritten waren, wenn sie auch nicht auf einem so schön gesattelten Pferde saßen wie er. Sie sangen ein fröhliches Lied und luden ihn ein, mitzuwandern. Das war ihm recht, zu dreien schien der Weg kürzer, und die

Digitized by Google

Zeit eilte schneller von dannen. Bald erreichten sie eine Stelle, wo ein Fußweg von der Straße abbog. Die Kameraden behaupteten, dieser Fußweg führe schneller zum Wirtshaus, wo sie alle drei übernachten müßten; der Schmied aber besann sich auf den ersten Rat seines Meisters und entgegnete: „Ich bleibe auf der Landstraße; da reitet es sich gut, und auf ein Stündchen später oder früher kommt es mir nicht an!“

„Wirst doch nicht so dumm sein und den weiten Umweg machen wollen,“ riefen sie aus, „jetzt bricht die Nacht herein, und auf dem Fußweg langen wir grad tags noch an!“ Der Schmied schüttelte den Kopf, beharrte auf seinem Entschlusse, den er im geheimen selbst ein bißchen dumm fand, und ritt seine Straße.

Spät abends langte er an dem einsam im Walde gelegenen Wirtshause an. Er stellte das Pferd ein, bestellte das Abendessen und fragte nach den beiden Gesellen. Der Wirt, ein kleines Männchen mit feuerrotem Bart und kleinen, tief liegenden Augen, sagte, sie seien vor einer Stunde schon angekommen und schon zu Bette gegangen. Er führte ihn in die Stube, und bat ihn, zu warten, bis das Essen gekocht sei. In der Eßstube befand sich kein Mensch; nur eine alte Uhr, auf deren Zifferblatt der Tod mit der Sense gemalt war, tickte an der Wand. An der Decke hingen die Fliegen so zahlreich, wie die Sterne am Himmel. Nach einer halben Stunde trat der Wirt herein und meldete, das Essen sei bereit. Er näherte sich dem Schrank, drehte den Schlüssel und ließ ein altes Mütterchen heraus, dem er befahl, aufzuwarten. Die Alte brachte in einem Totenschädel die Suppe herein, und nun wußte der Schmied, was er schon längst geahnt, daß er in ein Räuberhaus geraten sei. Er dachte, die Weggefährten seien ermordert worden, und ihm

Digitized by Google

werde es nicht besser ergehen. Doch bezähmte er seine Neugierde, fragte nicht mehr nach ihnen und ließ sich das Abendessen schmecken. Da trat der Wirt abermals herein und forderte ihn auf, mit ihm in den Keller zu steigen und von dem Weine zu kosten; er hätte unlängst ein paar neue Fässer erhalten und möchte gerne hören, was sein Gast dazu sage. Stumm und ohne Zaudern folgte er der Einladung, stieg mit dem Rothaarigen die dunkle, muffige Treppe hinunter, wobei er dachte, seine letzte Stunde sei gekommen, und kostete von jedem Faß einen Holzbecher voll. Als der Wirt ihn zum Schluß fragte, welche Sorte ihm am besten geschmeckt, sagte er, „die letzte!“ Da verkniff der Rote die Augen und meinte in spaßigem Ton: „Mir auch! Höre Freund! Du gefällst mir gut. Weil du deine Neugierde bemeistert hast, so will ich dir bekennen, daß du in eine Mördergrube geraten bist; der rote Wein, den du soeben gekostet und so herrlich gefunden, ist reines Menschenblut!“

Der Schmied zuckte zusammen und schaute nach der Tür, doch war an eine Flucht nicht zu denken, denn sie war geschlossen. „Machs kurz,“ sagte er tonlos, „ich bin in deiner Gewalt!“ Der Wirt aber fuhr fort: „Deine Kameraden sind tot, ich habe sie umgebracht, weil sie überall ihre Nasen hineingesteckt haben, du aber fürchte dich nicht, es soll dir nichts geschehen; du bleibst hier über Nacht, und morgen früh werde ich dir sicheres Geleite mitgeben, denn im Walde wimmelt es von Räubern, die alle unter meinem Kommando stehen!“ Dann führte er den Schmied, den es immer noch fröstelte und schauderte, die Treppe hinauf ins Zimmer und wünschte gute Nacht.

Das war ein frommer Wunsch! Die ganze Nacht konnte er kein Auge schließen. Die Türe hatte er fest verrammelt, obschon er wußte, daß der Tisch und die paar Stühle

Digitized by Google

nicht hindern könnten, daß man ihn umbringe. Halb wach, halb träumend, lag er auf dem Bett, als plötzlich der junge Tag durchs Fenster brach und ihm leichter ums Herz wurde. Er schloß die Augen und schlummerte ein. Nach einer Weile klopfte es an die Türe. Er fuhr auf und kleidete sich an. Als er öffnete, stand der Wirt draußen mit dem Speisebrett, auf dem er das Frühstück hereintrug. Mit einem Lächeln auf den Lippen ging er zum Schrank und ließ das Mütterchen wieder heraus, damit es den Gast bediene. Dann öffnete er ein Fenster und ließ einige grelle Pfiffe ertönen. Sogleich eilten vier Räuber herbei mit wilden Mordgesichtern. Der Wirt gebot ihnen, den Gast bis an den Rand des Waldes zu geleiten, dann übergab er dem Schmied die Pfeife, auf der er soeben geblasen, mit den Worten: „Wenn dir Gefahr drohen sollte, was ich nicht hoffe, so brauchst du nur zu pfeifen, und die unsrigen werden dich sofort als einen der ihrigen erkennen und dir kein Haar krümmen!“

Die Räuber geleiteten den Schmied durch den Wald und noch ein Stück weiter, wiesen ihm den Weg, nahmen ihm die Pfeife wieder ab und verabschiedeten sich. Der Schmied atmete auf und schlug einen raschen Trab an, denn es zog ihn zu seiner Frau, der er seit den 21 Jahren seines Fortseins nie ein Lebenszeichen gegeben. Ob sie wohl noch lebte?

Als er das Heimatdörfchen erblickte, schwang er den Hut und gab dem Pferde die Sporen. Da es unterdessen Abend geworden, gedachte er nicht mit der Tür ins Haus zu fallen und seine Frau zu erschrecken. Er stieg deshalb im Wirtshaus ab, bestellte sein Abendbrot und ein Zimmer, ging früh zu Bette und schlief bis in den hellen Tag hinein. Als er dann ans Fenster trat und über die Straße hin-

Digitized by Google

wegschaute, gewahrte er auf der andern Seite ein Haus, das war seine alte Schmiede; das Fenster der Wohnstube war offen, und in der Stube erkannte er trotz der Entfernung seine Frau. Zu ihr trat ein junger Mann im schwarzen, geistlichen Gewande, der sie herzlich begrüßte und küßte. Der Schmied zuckte zusammen: „Was ist das? Jetzt ist mir meine Frau untreu geworden!“

Er ergriff im hellen Zorn sein Gewehr und schlug an. Aber da fiel ihm der dritte Rat seines Meisters ein, nicht im Zorn zu strafen. Er ließ das Gewehr sinken und ging hinunter in die Wirtsstube, wo schon viele Leute versammelt waren. Er tat, als ob er hier fremd sei, denn kein Mensch kannte ihn, und fragte die Wirtsleute aus, die ihn auch nicht erkannten, was heute im Dorf los sei, warum so viele Menschen im sonntäglichen Staate zusammenströmten und die Häuser mit bunten Wimpeln und Kränzen geschmückt seien? Der Wirt sagte: „Der Schmiedsfrau wegen; uns gegenüber, nur über die Straße weg, wohnt die Frau des Hannes, der so gut wie begraben ist, denn seit zwanzig Jahren und mehr ist er verschollen und hat nie ein Lebenszeichen von sich gegeben. Kurz nach seinem Wegzug hat sie einem Söhnchen das Leben geschenkt; das hat sie gut erzogen, hat es studieren und zum Geistlichen heranbilden lassen, und nun liest der Sohn heute die erste Messe. Das ist eine Ehre für uns alle, drum gibt der Gemeinderat ein großes Essen!“ Der Schmied sah ein, welche guten Ratschläge ihm der Meister mit auf den Weg gegeben; er dankte ihm heimlich recht herzlich dafür und fragte weiter, ob er wohl auch an dem Gastmahle teilnehmen dürfte.

„Natürlich,“ sagte der Wirt, „das ganze Dorf ist zu Gaste geladen, und wenn nun heute grad ein Fremder im

Digitized by Google

Dorfe weilt, so ist halt einer mehr und weiter nichts. Wir sind gute Leute und halten Gastfreundschaft!"

Als die Messe zu Ende war, setzte sich der Schmied zu den Tafelnden. Da stand der junge Geistliche auf und brachte die Gesundheit aus auf alle, auf seine Mutter und auch auf seinen Vater, wenn er noch leben sollte. Nun erhob auch der Schmied seinen Becher und rief mit Tränen in den Augen: „Gesundheit, mein liebes Weib, Gesundheit, mein liebes Kind, ja, da bin ich wieder, euer Vater Hannes!"

Da erscholl lauter Jubel, und Vater, Mutter und Sohn begrüßten sich und drückten sich warm die Hände. Jetzt fiel dem Schmied das Brot ein, das ihm der Meister geschenkt, und das er noch gar nicht angeschnitten. „Damit ihr wißt, wie fremdes Brot schmeckt," sagte der Schmied und schnitt es an. Da gab es einen klingenden Ton, und funkelnde Goldstücke fielen heraus, immer mehr und mehr, und zuletzt lag ein ganzer Haufen auf dem Tisch. Der Schmied zählte das Geld und sagte: „Das ist grad der Lohn für meine zwanzig Jahre, kein Heller fehlt daran, und nun laßt uns trinken auf das Wohl meines guten Meisters!"

Digitized by Google

Ritter Goldbart.

Einst erschien im Vispertal auf stolzem schwarzem Pferde ein Ritter, der gar vornehm aussah, und den niemand kannte. Der Sattel war mit breiten Goldstreifen besäumt, und die Zügel des Pferdes waren aus feinstem rotem Leder geschnitten. Auf dem Kopf trug er einen silbernen Helm mit Adlerfedern, und sein Gesicht schmückte ein Bart, der aus den dünnsten Goldfäden gewoben schien. Alle Mädchen waren in diesen Ritter verliebt, und er konnte gar schön tun mit allen, Schmeichelworte an sie richten, und reich mußte er sein, wie ein Fürst, denn jeden Tag zog er Geschenke aus der Tasche, die er bald an diese und bald an jene austeilte.

Er wohnte im größten Hause des Dorfes, und dieses Haus gehörte einer Familie, die einen erwachsenen Sohn und drei wunderschöne Töchter besaß. Die zwei ältern waren bei den Leuten verhaßt wegen ihres Hochmutes, die jüngste aber ihrer Lieblichkeit und Bescheidenheit wegen geliebt und hoch geehrt. Diese liebte die Musik und spielte des Abends oft auf ihrem Hackbrett so lieblich und fein, daß der Vogelsang verstummte und der Talfluß nur ganz leise dahinrauschte. Der Ritter scherzte mit den drei Schwestern und neckte sie, nahm bald die eine, bald die andere auf die Seite, so daß jede glaubte, die Auserwählte seines Herzens zu sein. Jeder flüsterte er ins Ohr, sie sei seine Liebste, dürfe es aber den andern nicht verraten, und sie glaubten es ihm alle drei und hüteten das Geheimnis vor

Digitized by Google

einander. Das Zimmer des Ritters lag über dem der jüngsten Tochter, die ihn jeden Morgen, wenn er aufstand, mit dreierlei Stimmen singen hörte. Etwas so Liebliches und Kunstvolles hatte sie noch nie gehört; das klang schöner als das Saitenspiel des Hackbretts, und sie wünschte von ganzem Herzen, auch so singen zu lernen. Sie hatte lange nicht gewagt, mit dem Ritter darüber zu sprechen, aber als er sie auch seine Liebste nannte und seine Braut und sie verstohlen küßte, rückte sie heraus mit der Sprache und bat ihn, sie auch mit dreierlei Stimmen singen zu lernen. Er streichelte ihr die Wangen und sagte: „Morgen nachmittag gehen wir zusammen spazieren, mein liebes Bräutchen, hoch in den Wald hinauf. Dort werde ich dich singen lehren, daß du vor deinem eigenen Gesang verstummen wirst!“ Des freute sie sich sehr und mochte den folgenden Tag kaum erwarten.

Am nächsten Morgen lief sie das Dorf auf und ab und plauderte es überall aus, jetzt werde sie bald auch singen können wie der Ritter, er hätte es ihr versprochen, und ein Ritter werde sein Wort halten. Den zwei andern Töchtern hatte Ritter Goldbart dasselbe versprochen, und nun führte er am Morgen in aller Frühe die älteste mit sich in den Wald hinauf. Sie hing sich an seinen Arm, blickte hochmütig herum und war des Jubels voll. Auf einmal hieß er sie niederknieen, dann band er dem schönen Mädchen, das heftig zusammenschrak, einen Strick um den Hals und hing es am Baume auf. Dann ging er hinunter ins Dorf und holte die zweite Schwester, die schon sehnsüchtig auf ihn gewartet und nicht ahnte, welch schrecklichem Schicksal sie entgegengehe. Mit schönen Worten lockte er sie in den Wald, dann schlang er ihr das Seil um den Hals und knüpfte sie neben der Schwester an den Baum.

Digitized by Google

Nach dem Mittageſſen führte er die dritte und jüngſte zum Spaziergang. Sie lachte und ſprang wie eine Gemſe, freute ſich des Lebens und malte ſich aus, wie herrlich es ſein werde, wenn ſie wie der Ritter nun bald mit dreierlei Stimmen ſingen könne. Er führte ſie wie die beiden andern am Arm und plauderte ihr die ſchönſten Geſchichten vor. Mitten im Wald änderte er plötzlich ſeine Stimme und hieß ſie niederknieen. Sie erſchrak, faltete die Hände und blickte zum Himmel auf. Da ſchaute ihr Auge die beiden Schweſtern, die tot am Baume hingen. Sie ſtieß einen durchdringenden Schrei aus, rang die Hände und flehte ihn um Gnade an. Der Ritter aber ſagte:

„Du mußt jetzt ſterben,
Zwei hangen an der Stange, und die dritte mußt du werden!“

Als ſie ſah, daß ihr Flehen die Beſtie nicht rührte, bat ſie, drei Schreie tun zu dürfen, bevor er ſie töte. Er entgegnete mit einem hölliſchen Grinſen: „Sing nur, mein Täubchen, es wird dir doch nichts nützen!“

Sie waren im dichteſten Wald, wo die Lerchenbäume nahe beiſammen ſtanden und jede Ausſicht gegen das Dorf hin verdeckten. Sie tat den erſten Schrei und rief:

„Vater, kommt geſchwind und gar bald,
Sonſt muß ich ſterben im Wald!“

Alles blieb ſtill, der Ritter ſtand unbeweglich neben ihr mit dem Seil in der Hand; auf dem Geäſte ſang ein Vögelein das Abendlied. Sie ſeufzte tief auf und rief zum zweitenmal:

„Ach Mutter, kommt geſchwind und gar bald,
Sonſt muß ich ſterben im Wald!“

Durch die Stämme rauſchte der Wind ganz leiſe, und in der Ferne hörte man ein Jagdhorn. Sie blickte in die

Digitized by Google

steinharten Gesichtszüge ihres Mörders, der ihr deutete, sich zu beeilen und tat den dritten Schrei:

„Ach Bruder, kommt geschwind und gar bald,
Sonst muß ich sterben im Wald!"

Ihre Kniee zitterten, und voller Entsetzen blickte sie auf den Mann, der die Schlinge auseinanderfaltete.

Da stürzte jemand durch das Gebüsch; das war ihr Bruder. Er kam von der Jagd und hatte den Schrei gehört. Als er seine Schwester vor dem Unhold knieen sah, totenblaß und zitternd wie die Tannennadeln, rief er aus:

„Den Lohn, den will ich dir geben,
Laß du mir meine Schwester am Leben!"

Er schlug die Büchse an und schoß den Mädchenmörder mitten durch den Kopf. Dann führte er die immer noch zusammenschauernde Schwester an der Hand nach Hause und sagte:

„Hier kannst du leben und bauen,
Aber sollst keinem Ritter mehr trauen!"

Am nächsten Tag wurden die ermordeten Schwestern auf dem Gottesacker bestattet.

Digitized by Google

Der Kreuzstein.

Zu der Zeit, da Leuk noch auf der Schattenseite lag, soll zwischen Agaren und Pfyn, wo jetzt ein unendlicher Wald sich hinzieht, ein ebener Grund gewesen sein, überwachsen mit schönen, großen Fruchtbäumen, so daß die Eichhörnchen der ganzen Strecke entlang von einem Baum zum andern hüpfen konnten. Zwischen den Mäschlerweiden und dem Meretschigraben liegt noch jetzt eine kleine Ebene, die früher Edlerboden geheißen hat.

Dort wohnte in ganz alter Zeit ein Bauer, namens Carus Edler. Er hatte mehrere Söhne und Töchter, viele Kühe, Rinder, Schafe und Ziegen, und er lebte weit ab von andern Wohnstätten, gar glücklich mit seiner Frau und der Familie, und er sah jahraus und jahrein niemand als die Seinigen. Er besaß auch einen großen Steinblock, den er von seinen Ahnen ererbt, der hatte die Form eines Kreuzes und gab alle Strahlen und Farben der Sonne und des Himmels wieder.

Da kam ein großer Sterbet ins Land und auch auf den Edlerboden und raffte ihm all seine Kinder weg. Hinter dem Hause stand ein schwarzer Kirschbaum, und dort am Fuße des Stammes begrub er alle seine geliebten Kinder. Da ihm und auch schon seinen Ahnen geträumt, daß mit dem Kreuzstein Glück und Unglück seines Hauses verbunden sein werde, so setzte er ihn zu Häupten der verstorbenen Kinder und verrichtete bei dem Steine nun jeden Tag seine Gebete.

Digitized by Google

Damit noch nicht genug des Unglückes. Nach einiger Zeit erkrankte auch seine Frau, und alle Heilversuche blieben erfolglos. Da vernahm er, daß in der Burgschaft Leuk ein Doktor wohne, der die Himmelssprache kenne und für alle Krankheiten ein Mittel besitze. In der Angst um seine Frau entschloß er sich nach Leuk zu gehen und den Kräutermann aufzusuchen. Er fand ihn zu Hause, und als er ihm die Krankheit seiner Frau geschildert, sagte der Doktor: „Ich will dir ein Mittel bereiten, das deiner Frau ganz sicher helfen wird!“ Er holte ein Fläschchen mit seltsamen Kräutern, das er noch eine Weile in siedendes Wasser setzte, und überreichte es ihm. Es koste zehn Taler, ob er Geld bei sich habe.

Carus Edler aber sagte: „Was Geld, was ist das Geld? Davon weiß ich nichts!“

Da zeigte ihm der Kräutermann ein Goldstück.

„Solche Scheiben habe ich noch nie gesehen; ich lebe von Milch und von den Feldfrüchten und weiß nichts von Geld!“

So solle er ihm Vieh geben, meinte der Doktor.

Nun, das könne er schon haben, gab der Bauer zur Antwort, er solle nur kommen und zwei schöne Kühe auswählen.

Der Doktor war damit einverstanden und sandte einen Knecht mit, der die zwei Kühe holen sollte. Dieser begleitete den Bauer auf den Edlerboden, wählte aus der Herde die zwei stattlichsten Kühe und führte sie weg. Als er sie in Leuk in den Stall gestellt, ging er zum Doktor und sagte: „Eine große, schöne Herde hat er, der Carus Edler, aber etwas muß ich euch erzählen. Er hat auch einen großen wundertätigen Stein, der alle Lichtfarben von sich gibt!“

Digitized by Google

Da fragte ihn der Doktor, ob der Bauer ihm auch etwas gegeben habe für den Gang. Der Knecht sagte: „Nein, nur die zwei Kühe, wahre Prachtstücke, für die Medizin!"

„So bleibt er mir das noch schuldig," sagte der Doktor trocken und trat in die Stube.

Der Bauer gab zu Hause der Frau von den Mitteln, die aber nichts halfen. Sie wurde immer schwächer, vermochte kaum mehr zu reden und starb nach wenig Tagen. Er begrub sie neben den Kindern unter dem Kirschbaum, verfiel in große Schwermut und fragte nichts mehr nach Ziegen, Schafen und der Viehherde. Die Kühe erkrankten und starben dahin; die Schafe und Ziegen zogen ins Gebirge, wo viele zu Tode fielen oder sich verliefen, andere von den reißenden Tieren gefressen wurden. Dem armen Bauer blieb nichts mehr als eine schwarze Ziege, die er nur die faule Schewi nannte, weil sie immer in seiner Nähe weiden wollte. Er merkte in seiner Trostlosigkeit nicht, daß das Tier aus Anhänglichkeit bei ihm zurückgeblieben war. Er molk die Ziege, trank die Milch, aß von dem Vorrat der Früchte und lebte einsamer denn je.

Nach einiger Zeit kam dem Doktor in Leuk wieder in den Sinn, daß ihm der Bauer Carus Edler noch den Lohn für den Knecht schulde. Er suchte deshalb den Richter auf und ersuchte ihn, dafür besorgt zu sein, daß er bezahlt werde. Der Richter bestellte einen Botenträger, dem er sagte: „Geh hin zu Carus Edler auf den Edlerboden und sag ihm, daß ich ihn auffordere, dem Doktor in Leuk die Rechnung für den Knecht zu bezahlen; mit zwei Kühen gebe er sich zufrieden, aber Evolenerrasse müßte es sein und von der schönsten!"

Der Bote sagte: „Schreibt es mir auf, sonst vergesse ich die Hälfte!"

Digitized by Google

Da nahm der Richter ein Ziegenfell und schrieb die Worte darauf, und der Bote rollte es auf, packte es unter den Arm und zog von dannen. Auf dem Edlerboden las er dem Bauer vor, was auf dem Pergamente stand. Carus Edler hörte mit trauriger Miene zu und sagte, er besitze nichts mehr, als die schwarze Ziege, die ihn ernähre, aber er werde nicht mehr lange leben, und wenn er gestorben sei — Nachkommen habe er keine — so könne der Doktor kommen und holen was noch da sei. Als der Knecht seine Augen immer starr auf den Stein richtete, der in allen Farben des Himmels glitzerte und funkelte, und dann vom Glanze geblendet sie wieder abwandte, fuhr der Bauer fort, nur den Stein auf den Gräbern solle man ihm nicht anrühren, den möge man lassen, wo er sei.

Der Botenträger brachte die Antwort des Bauern dem Richter zurück und berichtete in hellem Eifer, was für einen sonderbaren Stein der Carus besitze; er hätte ihn so geblendet, daß er lange nachher nichts mehr gesehen und ihn jetzt noch die Augen schmerzten, das müsse ein Gott sein und nicht ein Steinblock.

Der Richter überbrachte die Nachricht dem Doktor und erwähnte auch den schönen, sonderbaren Stein, den der Botenträger sogar für einen Gott angesehen habe, und sie beschlossen, gemeinsam zu dem Bauer zu gehen und sich den wunderbaren Stein zu besehen.

Am nächsten Tag stiegen sie zum Edlerboden hinauf und betrachteten den Block, den sie sofort als einen mächtigen Edelstein von unermeßlichem Werte erkannten. Sie sahen auch, daß der Bauer keine Ahnung von der Größe seines Schatzes haben mochte, und deshalb sagten sie ihm, da er nicht bezahlen könne, so werden sie wiederkommen und ihm den Stein wegnehmen. Der Bauer flehte sie an,

Digitized by Google

ihm doch den Stein zu lassen, denn Glück und Unglück, sein ganzes Leben sei mit dem Steine verbunden; darunter lägen seine Kinder und seine Frau begraben, und sie möchten wiederkommen, wenn er gestorben sei, all seine Güter nehmen und die schwarze Ziege mit.

Die beiden andern sagten nichts dazu und machten sich auf den Heimweg. Unterwegs berieten sie, an welchem Tag sie den Stein holen wollten. Der Richter sagte: „Morgen habe ich nicht Zeit, da muß ich einen Prozeß führen, aber übermorgen!“ und der Doktor sagte: „Das ist mir grad recht, morgen habe ich auch keine Zeit, da muß ich Kräuter sieden; also übermorgen!“ Aber jeder dachte, er gehe schon morgen und hole den Stein für sich allein.

Am nächsten Tag zogen beide in aller Frühe von zu Hause fort. Der eine nahm die große Straße gegen Agaren, indem er zu Hause vorgab, er habe dort Gericht zu halten, der andere schlug den Weg ein gegen das Vonöischi, um keinen Verdacht zu erregen, und jeder ließ sich von vier starken Männern begleiten, beladen mit einer Bahre, auf der sie den Stein davon tragen sollten.

Als der Richter auf dem Edlerboden anlangte, war der Doktor auch schon da. Die beiden höhnten einander tüchtig aus, und der eine sagte: „Du hast gesagt, du hättest heute keine Zeit, und jetzt bist du doch da!“

„Und du bist auch da,“ entgegnete der andere bissig.

Der Richter fuhr fort: „Ich will den Stein, und du willst ihn auch, aber meine Leute sind stärker als die deinen, wir werden sie töten, und dann gehört der Stein mir allein!“

Als der Bauer sah, daß der Richter und der Doktor mit je vier Trägern da waren, um den Stein, an dem

Digitized by Google

er mit allen Fasern seines Herzens hing, zu rauben, legte er sich platt auf den Block, so daß er ihn ganz zudeckte, breitete die Arme aus zum Kreuz und rief: „Eher sterbe ich auf dem Platze, als daß ich den Stein verlasse!"

Aber der Richter und der Doktor stürzten sich beide auf den in Verzweiflung Daliegenden, um ihn mit Gewalt vom Stein fortzureißen.

Da fiel ein Blitzstrahl aus heiterer Luft mit furchtbarem Donnerknall und zerschmetterte alle drei. Die Träger standen da, vom Himmelslichte geblendet und vom Donner gerührt, und konnten sich lange nicht erholen. Doch kamen sie mit dem Schrecken davon und eilten nach Hause. Die Leute des Doktors sagten einige Tage später, sie wollten doch hinaufgehen auf den Edlerboden und sehen, was aus den drei geworden sei. Als sie hinaufwanderten und zu der Stelle kamen, wo das Haus des Bauern gestanden, lag an dessen Stelle ein großer Felsblock. Vom Edelstein und der Ziege, vom schwarzen Kirschbaum und den Gräbern war nicht mehr die Spur vorhanden. Auf dem Felsblock lag ein weißes Lamm, und neben dem Block spieen zwei kohlschwarze Drachen Gift und Galle und züngelten zu dem Lamm hinauf.

Der eine der Träger, denen es grauste, sagte zu den andern: „Grad in dieser Kreuzesform hat er auf dem Stein gelegen," und er machte das Kreuz; da verschwand das Lamm, und die Drachen fuhren mit schauderhaftem Gebrüll und Gestank hinauf ins Gebirge, und von der Stunde an verwilderte die Gegend, in den Felsen bildeten sich Spalten und Klüfte, der Ort wurde von Menschen und Tieren gemieden, und der Edlerboden ist seitdem immer der Lämmerboden geheißen worden.

Digitized by Google

Das verlorne Zytgeissli.

Ein Jäger hatte sein liebes Zytgeißli, wie man die jungen Ziegen im Wallis nennt, verloren, und das tat ihm sehr leid. Er dachte, seine Ziege sei noch ein unerfahrenes Ding, und da die Nächte schon empfindlich kalt waren und die Alphütten verlassen, fürchtete er, es würde ihr nicht in den Sinn kommen, unter eine große Schirmtanne zu kriechen und sich am Fuß des Stammes in die dürren Nadeln einzugraben, und so könnte das Tierchen in der kalten Nacht Schaden nehmen. Daher warf er schnell entschlossen die Büchse über die Schultern, pfiff seinem Hund und machte sich auf, das Zytgeißli zu suchen. Er wanderte bergauf und bergab bis tief in den Abend hinein, ohne auch nur eine Spur von dem Tier zu entdecken. Er stand noch hoch oben auf der Alp, als es schon völlig dunkel war, und da entschloß er sich, die Nacht in der Sennhütte zuzubringen und am nächsten Tag die Suche fortzusetzen. Er pfiff dem Hund, zog den Riegel zurück und trat in die Hütte. Holz war reichlich vorhanden, und so zündete er das Feuer an und kochte sich etwas Warmes. Dann hing er die Büchse über der Holzpritsche an einen Nagel und legte sich nieder. Er mußte immer an seinen Liebling denken und hegte schon die Befürchtung, er möchte zu Tode gefallen sein.

Er schlief noch nicht, als die Türe aufging und ein gespensterhaftes Männchen hereinstapfte mit der vermißten Ziege auf dem Rücken. Das Männchen sachte das Feuer

Digitized by Google

wieder an, und nun konnte der Jäger zwei grüne Schlitzaugen unterscheiden, einen schwarzen verfilzten Bart und einen spitzen Hut von zweifelhafter Farbe. Der Jäger rührte sich nicht auf dem Stroh, schielte nur ab und zu nach der Büchse, die er im Notfall rasch zur Hand hatte. Am Fußende der Holzpritsche schlief der Hund, der nichts von dem Geisterspuk merkte. Das Männchen tat, als ob es hier zu Hause wäre, schlachtete die Ziege, briet das Fleisch am Feuer, aß und aß, kaute und schmatzte und hieb immer neue Stücke weg, bis nur noch der Knochen des Hinterschenkels übrig war. Das Männchen blickte öfters zum Jägersmann hinüber und fragte mehrmals: „Wilt auch, wilt auch?"

Den Jäger gelüstete es aber nicht nach dem sonderbaren Schmause, und er verhielt sich still, doch als er sah, daß der Mißgestaltete alles verzehren wollte, sprang er auf und sagte: „Wenn denn alles gefressen sein muß, so will ich auch ein Stück davon!"

Er ergriff den Hinterschenkel und schnitt sich einen Zoll breit davon ab, den Rest verschlang der Geist. Als alles verzehrt war, sammelte das Männchen die Knochen sorgsam in die Haut, band sie oben zusammen und schritt langsam gegen die Türe. Dort kehrte es sich um, warf einen bösen Blick zum Jägersmann, der wieder auf der Pritsche lag und kein Auge von dem Nachtgeist abwandte, und rief in gehässigem Tone:

„Hättst du hinet (heute Nacht) nit Fürheißli (die Büchse) [und Hund Beißli,
So welt i di lehren suchen Zytgeißli!"

Damit schlug es die Türe zu und verschwand. Der Jäger nahm die Flinte vom Nagel, legte sie neben sich, drehte sich auf die Seite und schlief ein. Als er am Morgen

Digitized by Google

erwachte, meckerte das Zytgeißli draußen. Er sprang vom Lager, schloß die Türe auf und fand vor der Hütte seine Ziege, die ihm die Hand leckte. Er freute sich sehr darüber und stieg mit ihr talabwärts. Unterwegs bemerkte er, daß sie hinkte, und als er den Hinterfuß prüfte, fehlte ihr das Stück Fleisch, das er gegessen. Er war nun froh, nur ein kleines Stücklein verzehrt zu haben, denn so wußte er, daß die Wunde bald geheilt sein werde.

Digitized by Google

Der Schädel aus dem Beinhaus.

In dem Hause des Gewalthabers in Wyler im Lötschental war Abendsitz. Die Frauen und Mädchen spannen, die Alten erzählten Schnurren und Geschichten von Hexen und Bozen, und die Jungen hörten zu. Da war auch ein junger Bursche von kaum zwanzig Jahren dabei, der gerne mit seiner Furchtlosigkeit prahlte und zum besten gab, was er schon alles verübt habe. „Und ein Glück habe ich," rief er aus, „ein Glück; bei den grausigsten Streichen ist mir noch nie ein Haar gekrümmt worden. Und heute abend wäre ich imstande, zu tun, was sich keiner von euch getrauen würde, jawohl, ins Beinhaus nach Kippel möchte ich gehen und dort einen Totenschädel holen! So seht!" Und er hakte die beiden Zeigefinger in den Mundwinkeln fest, zog den Mund in die Breite, fächerte mit den Augen und fletschte die Zähne, so daß sein Kopf einem Totenschädel ähnelte.

Die andern horchten auf und sagten, er solle sich nicht versündigen, mit solchen Dingen spaße man nicht. Als er Miene machte, fortzugehen und den Streich auszuführen, hielten sie ihn zurück und riefen, mit den Toten spiele man nicht, das könnte ihm zum Bösen ausschlagen. Aber solche Reden reizten ihn nur noch mehr; er riß sich los und stürmte davon.

Vor dem Beinhaus zu Kippel, in dem Hunderte von Schädeln wie ein Holzstoß aufgeschichtet sind, hing er den Hut am Hollunderbusch auf, zündete ein Licht an, trat behutsam ein und suchte unter den dürren, klappernden

Digitized by Google

Gebeinen den Schädel seines Onkels hervor, steckte ihn unter den Arm, löschte das Licht aus und machte sich auf den Heimweg. „Die werden die Augen aufsperren, wenn ich den Schädel in die Stube bringe und auf den Tisch setze," murmelte er und lachte in die Nacht hinaus.

Da deuchte ihm, wie er so dahinschritt, der Kopf unter dem Arm werde immer schwerer, je mehr er sich vom Beinhaus entferne. Bei Kippeler Riedbord glaubte er die Last nicht mehr tragen zu können. Als er die Kapelle erreicht hatte, stellte er den Totenkopf auf die Steinplatte vor der Türe und verrichtete ein Gebet. Dann hob er den grinsenden Schädel wieder auf und ging weiter bis Lärchen. Dort mußte er ihn schon wieder niederlegen! er glaubte nicht mehr den Schädel, sondern eine Bleikugel unter dem Arm zu halten, und dieser schmerzte ihn von dem schweren Gewicht. Er überlegte, was er jetzt tun solle und dachte, weit sei es nicht mehr, und auf halbem Wege gehe er nicht zurück.

Da knackte der Kiefer des Totenkopfes; die Zähne knirschten, wie wenn ein Stoßkarren über eckige Kiesel fährt, und der Schädel begann mit kreischender Stimme zu reden: „Es ist besser, daß du heute deines Onkels Schädel ergriffen hast, sonst würdest du in Stücke zerrissen," und die Kiefer knarrten und ächzten wie ein altes Schloß, in dem sich der Schlüssel dreht. Der kalte Angstschweiß lief dem Verwegenen über den Rücken. „Trage mich wieder zurück ins Beinhaus, du Aff," fuhr der Schädel weiter, „und stelle mich wieder dorthin, wo du mich genommen hast!"

Der Bursche hätte am liebsten Reißaus genommen, aber er mußte bleiben, wo er war, seine Füße waren wie angewurzelt. Da hieß es schleunigst gehorchen. Er hob die Last wieder auf und schlug den umgekehrten Weg ein, und

Digitized by Google

nun ging es beſſer als vorher. Er fühlte, wie die knöcherne Laſt wieder leichter wurde, je mehr er ſich dem Beinhaus näherte. Vor dem Holzhäuschen zündete er das Licht wieder an und ſtellte den Schädel an den alten Platz. Dann entfernte er ſich raſch von der unheimlichen Stätte, kehrte aber nicht mehr zum Abendſitz zurück, ſondern ſuchte ſeine Dachkammer auf, wo er viele Wochen lang das Bett hüten mußte.

Digitized by Google

Riborrey und seine Tochter.

Die Alp Arpitetta liegt im hintersten Teil des Eivischtales und schaut auf die mächtige Zunge des Durandgletschers hinunter. Wenn von der silberblinkenden Pyramide des Weißhorns die Lawinen niederdonnern, rollt das Echo über die Alp weg, so daß die Kühe oft erschreckt die Köpfe heben und unruhig in der Luft herumschnuppern.

Früher war das angeblich anders. Im Winter hatten nur die Zacken und Hörner Eismäntel umgeworfen; das Klima war viel milder, Lawinen gab es nicht einmal im Winter, und Riborrey, der mit sechs Knechten und seiner halbwüchsigen Tochter die Alp bewirtschaftete, sah nie Eis bei seinem Brunnen. Vor der Hütte lag ein Gärtchen mit saftigen Gemüsen, mit Levkojen, Primeln und Nelken, und an der Laube rankte sich die Weinrebe empor. Die Ernten fielen immer so reichlich aus, daß die Scheunen bis unter das Dach gefüllt wurden. Auf der Weide glockte die Herde, die so zahlreich war, daß Riborrey nie genau wußte, wie viele Tiere er eigentlich besaß. Seine Tochter verkehrte mit niemand, als mit dem alten Müller, dem sie jeden Herbst den Roggen zur Mühle fuhr, und mit dem Besitzer der gegenüberliegenden Leealp, wo sie ihr Brot backen ließ.

Riborrey ging selten oder nie zum Gottesdienst in die Talkirche, sondern er opferte auf dem Kuhfelsen. Doch einst erschien er zur Verwunderung aller Anniviarden in der Kirche. Als er hereintrat, fiel ein Sonnenstrahl durchs Fenster; er hing den Hut an dem hellen Streifen auf,

Digitized by Google

und setzte sich ins Bänklein. Während der Messe lachte er immer. Da nahm ihn der Pfarrer nach dem Gottesdienst ins Verhör und fragte ihn, warum er immer gelacht habe. Er erwiderte, er hätte auf dem Fenstersims den Teufel sitzen sehen; der habe mit aller Macht an einer Kuhhaut gezerrt und sie mit den Zähnen auseinander zu reißen versucht. Da sei die Haut zerrissen, und der Teufel habe den Kopf an der Mauer angeschlagen, und da habe er halt lachen müssen. Der Pfarrer sah nun, daß Riborrey mehr wußte, als er selbst, und sagte, er brauche nicht mehr zur Messe zu kommen.

So blieb Riborrey auf seiner Alp und verkehrte auch nicht einmal mehr mit den Talleuten. Die Jahre schwanden im Fluge dahin, er war alt geworden und seine Tochter eine schöne, liebliche Jungfrau. Aber sie dachte nicht ans Heiraten, hing nur an ihrem Vater und besorgte mit den Knechten die Herde. Sie merkte wohl, wie das Klima rauher wurde, wie die Schneefelder immer näher rückten und der Gletscher langsam ins Tal vorstieß; sie sah auch, wie der Vater ab und zu ängstlich zu den weißen Felswänden emporblickte, wo der Schnee hängen blieb auch im Sommer und nicht mehr zerging.

Eines Abends trat er früher als sonst in die Stube, zog die Tochter an sich und sagte: „Sieh, liebes Kind, die Zeiten ändern sich, die Jahre vergehen, am Fuß des Moncerna liegt eine Schneelast, die die Sonne des Sommers nicht mehr zu schmelzen vermochte; das ist ein Zeichen, daß wir fortziehen müssen; ich habe mich lange gewehrt, denn auf der Alp habe ich mein Leben zugebracht und der entsage ich nur ungern, aber es muß sein!"

Einige Wochen später war das Wasser im Brunnen gefroren, und das war das Zeichen zur Abreise. Riborrey

Digitized by Google

schenkte die Alp dem Landesherrn, verkaufte die Herde und zog mit all seiner Habe und den großen Reichtümern ins Rhonetal hinunter.

Allein Riborrey sollte es bald bereuen, sich an der Rhone niedergelassen zu haben. Dort herrschten ganz andere Sitten und Gebräuche, als oben im einsamen Alptal. Die Tochter brauchte keine Wolle mehr zu spinnen und keine Herde mehr zu hüten; die Zeit wurde ihr lang, und da fing sie an zu träumen und verliebte sich in einen jungen, hübschen Burschen, der ihr den Hof machte. Der Vater sah ihnen eine Weile zu, dann sagte er zur Tochter: „Sieh, die Zeit ist gekommen, wo du dir einen Bräutigam erwählen darfst. Die jungen Burschen hier unten gefallen mir aber nicht, und du sollst nie einem andern dein Herz schenken, als einem Anniviarden!“ Die Tochter sagte nicht viel dazu, war aber gewillt, dem Vater zu gehorchen und die Werbungen der Männer aus dem Rhonetale auszuschlagen. Wochen und Monate flossen hin. Sie wartete auf den Anniviarden, der kommen sollte, aber kein einziger meldete sich Da gehorchte sie nicht mehr der Stimme ihres Vaters, sondern der ihres Herzens und verkehrte mit dem jungen, hübschen Burschen, der ihr so wohl gefiel. Der Vater merkte es wohl und runzelte die Stirne. Eines Abends schloß er das Haus mit dem Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche. Damit glaubte er die beiden Liebenden von einander trennen zu können, aber weit gefehlt. Als Riborreys Tochter Brot backte, machte sie zwei Abdrücke von dem Hausschlüssel in den Teig, die sie ihrem Geliebten heimlich zuzustecken wußte. Dieser trug die Abdrücke zum Schlosser und ließ zwei neue Schlüssel anfertigen. So konnte sie des Abends wieder heimlich das Haus verlassen und mit dem Geliebten spazieren gehen. Aber es ging nicht lange, so entdeckte der Vater den Be-

Digitized by Google

trug. Der Zorn flammte in ihm auf, so daß er seine Tochter verfluchte und wünschte, sie möchte für ihren Ungehorsam in ein häßliches Ungeheuer verwandelt werden.

Kaum war der Fluch gesprochen, so ging er auch in Erfüllung; die schöne Tochter tat einen Schrei und schrumpfte zu einer Schlange zusammen. Als der Vater sah, was er im Zorn angerichtet, bereute er seinen Fluch und rang die Hände, aber die Verwünschung konnte er nicht mehr zurücknehmen. Er fühlte sich nun ganz vereinsamt und vermißte jeden Tag wieder von neuem sein geliebtes Kind, und als er sehen mußte, wie sie als häßliche Schlange das Haus umkreiste, legte er sich mit gebrochenem Herzen hin und starb aus Gram.

Die Schlange hütete sorgsam die Schätze, die ihr der Vater zurückgelassen, und eines Tages offenbarte sie sich ihrem Geliebten und bat ihn, sie zu erlösen. In der Christnacht werde sie ihm zur Mitternachtsstunde erscheinen, das erstemal als Schlange, dann als Kröte und zuletzt als Drache. Wenn er sie in jeder Gestalt dreimal auf den Mund küsse, so werde sie erlöst und wieder in eine blühende Jungfrau umgewandelt werden. Dann wolle sie ihn belohnen, ihm die Hand reichen und die Schätze ihres Vaters mit ihm teilen.

Der Geliebte schauderte zusammen, erinnerte sich aber, was sie ihm als liebliche Tochter gewesen, und so erschien er in der Christnacht an der bezeichneten Stelle. Er brauchte nicht lange auf die arme Freundin zu warten. Als es Mitternacht schlug, kroch die Schlange herbei, schlang sich um seinen Leib und flüsterte ihm zu: „Küsse mich, küsse mich!“ Er schloß die Augen, überwand den Ekel und küßte sie dreimal. Als er die Augen öffnete, war die Schlange verschwunden, und eine große Kröte hüpfte auf seinen Schoß, glotzte ihn

Digitized by Google

an mit feuchten, hervorquellenden Augen und quackte: „Küsse mich, küsse mich!“ Der Bursche war vor Ekel totenbleich geworden; er schloß wiederum die Augen, krampfte die Hände zusammen und küßte die häßliche Kröte dreimal auf das breite, schlammige Maul, wobei er fast in Ohnmacht fiel. Nun flammte es hell auf, und ein schrecklicher, feuerspeiender Drache fuhr zischend durch die Luft, schoß auf ihn los und schnob: „Küsse mich, küsse mich,“ und jedesmal sprühte es Feuergarben zu seinem Maul und zu den Nüstern heraus. Der Bursche zitterte am ganzen Leib vor Schrecken und floh so schnell er konnte. Er hörte, wie jemand hinter ihm tief aufseufzte und eine Stimme ihm nachrief: „Niemals sollst du glücklich sein!“

Die Stimme hatte recht; der Bursche ist bald darauf im Elend gestorben, und die unglückliche Tochter des Riborrey harrt bis zur heutigen Stunde ihrer Erlösung.

Digitized by Google

Vom Prior, der 308 Jahre geschlafen hat.

Der Klostervorsteher Evo hatte einst nach dem Mittagessen große Lust, spazieren zu gehen. Die Bäume trugen das erste Laub, und die Sonne schien so hell in das düstere Refektorium hinein, daß die alten Zinnkrüge auf dem Tische funkelten und helle Ringlein an die Wand warfen. Er setzte das Käpplein auf, wanderte ein Stück weit in den Wald hinein und erfreute sich am jungen Grün, dem Summen und Schwirren der Insekten und dem lachenden Sonnenschein. Er wurde aber bald so müde, daß er sich ins Moos niedersetzte und einem Vöglein lauschte, das gar herrlich sang auf dem Baum. Ob all dem Lauschen fielen ihm die Augen zu, und er schlief fest ein.

Als er erwachte, glaubte er etwas länger geschlafen zu haben. Er rieb sich die Augen aus, guckte herum, sah grünes Laub und hörte die Vögel zwitschern und machte sich wieder auf den Heimweg. Als er das Kloster erblickte, sperrte er die Augen auf und kniff sich in die Arme, um zu sehen, ob er wache oder träume. Er glaubte, sich verirrt zu haben, und doch kannte er den Weg nur zu genau. Das Klostergebäude sah ganz anders aus, als vor einer Stunde; die weißen Mauern waren grau und alt geworden, von den Wänden fiel der Mörtel, die schweren, plumpen Steinblöcke auf dem Dache waren entfernt, und die Schindeln hatten einer roten Ziegelbedachung Platz gemacht, wie er sie noch nie gesehen. Die Tannen im Garten waren hoch aufgeschossen, und statt des wackeligen

Digitized by Google

Palissadenzaunes bemerkte er eine hohe, feste Mauer. Entweder waren seine Augen schwach und trübe geworden, oder ein böser Geist zauberte ihm Trugbilder vor das Gesicht. Er läutete an der Pforte, und bald kam der Pförtner herangehumpelt mit einem mächtigen Schlüsselbund an der Seite. Das war ein Mann, den er in seinem Leben noch nie gesehen, und der doch tat, als ob er hier zu Hause wäre. Pater Evo fuhr ihn an, wer ihn hier angestellt habe. Der Pförtner machte ein verdutztes Gesicht ob der sonderbaren Rede, dann platzte er los und lachte laut auf: „Da stellst du eine schöne Frage an mich, fremder Bruder; solange ich die Mönchskutte trage, bin ich hier ein- und ausgegangen, und das sind nun schon in die vierzig Jahr, aber du gehörst ja zu einem andern Kloster!“ „Was?“ brauste Pater Evo auf, erbost über das dumme Lachen, „ich bin der Prior dieses Klosters und vor einer Stunde ausgegangen in den Wald, um ein Mittagsschläfchen zu halten!“ Da schüttelte der Pförtner den Kopf, blies die Wangen auf und ließ die Luft zischend zwischen den Zähnen hinausgleiten, dann drehte er sich auf dem Absatz um, ließ den fremden Prior stehen, nahm mit drei Sätzen die Treppe, daß der Schlüsselbund klirrte, stürmte hinein zum Vorsteher und meldete pustend, es stehe jemand draußen, der so und so aussehe und behaupte, Vorsteher dieses Klosters zu sein. „Hätte er nicht unser heiliges Gewand getragen, ich hätte ihm ins Gesicht gesagt, er sei“, ... und er wies mit dem Finger nach der Stirne.

Der Prior sah bedächtig über die Brille weg und brummte: „So, so, wir wollen sehen!“ Er versammelte die Klosterherren im Refektorium und ließ den fremden Mönch hereinholen. Als Evo auf einem Stuhle Platz genommen, fragte der Vorsteher die Versammelten, ob

Digitized by Google

jemand diesen Bruder kenne. Alle schüttelten die Köpfe. Pater Evo machte ein bedenkliches Gesicht, denn an keinen dieser Brüder konnte er sich entsinnen. Er griff an die Stirne und wußte sich diese große Veränderung gar nicht zu erklären. Er kam sich vor wie in einem Zauberland, wo in einer einzigen Stunde alles umgewandelt wird.

Der Prior fragte ihn wie er heiße, und als er den Namen „Evo" hörte, erinnerte er sich, in der Klosterschrift unlängst gelesen zu haben, daß vor langer Zeit ein Vorsteher mit diesem Namen verloren gegangen sei. Er ließ die alte Chronik holen, und als er eine Weile in dem ehrwürdigen, nach Staub und Moder riechenden Buche geblättert, fand er den Namen „Evo" beim Jahr 1209. Pater Evo hatte 308 Jahre im Walde geschlafen.

Als er das hörte, sank er lautlos zusammen und zerfiel zu Staub und Asche.

Digitized by Google

Das weisse Täubchen.

Nahe am Fuß eines Berges, am Rand eines dichten, schwarzen Waldes, lebte eine Witwe mit ihrem Sohne. Weit drüben, auf der andern Seite des Waldes stand ein Wirtshaus, wo niemand einkehrte, als die Säumerkarawanen, die jede Woche einmal hier anhielten und Pferde wechselten. Die Witwe schätzte eine gute Erziehung höher als totes Kapital; drum sandte sie ihren Sohn schon früh in die Welt hinaus, damit er die hohen Schulen besuche und die fremden Sprachen lerne. Der Bub, der nur ungern von seinem alternden Mütterchen schied, gehorchte und reiste über die Berge an die welschen Universitäten, wo er durch Fleiß, Sparsamkeit und Lerneifer vergalt, was sie für ihn auslegen mußte. Wenn er nach Hause in die Ferien kam, erzählte er der Mutter von der langen Reise, was er Schönes und Häßliches, Interessantes und Eigenartiges gesehen in den fremden Landen, und welche Fortschritte er in den fremden Sprachen, besonders im Italienischen, gemacht habe.

Einst, als eben erst die Ferien wieder angefangen hatten, und der Knabe wieder zu Hause war, erschienen zwei fremde Kapuziner, die die Mutter baten, den Sohn mitzugeben, damit er ihnen den Weg zum Wirtshaus drüben über dem Wald zeige. Es war beim Eindunkeln, und deshalb fürchtete sich der Bub vor den Männern mit den bösen Gesichtern, die gar nicht wie fromme Brüder dreinschauten, und er wollte nicht mitgehen. Die Mutter aber sprach ihm zu,

Digitized by Google

man dürfe nicht unhöflich sein gegen Fremde, und wenn sie etwas Böses im Schilde führten, so werde ihn der Schutzpatron schon geleiten. Da sagte der Bub nichts mehr, gehorchte, ergriff den Stock und schritt den Fremden voran. Sie sprachen welsch, und der Bub tat, als ob er keine Silbe verstände. In Wirklichkeit erfaßte er jedes Wort, und da er sonderbare Dinge zu hören bekam, lauschte er auf alles, was sie sprachen. Die beiden vermeintlichen Kapuziner waren das, wonach sie ausschauten und gehörten zu einer Räuberbande, die in der Nacht das Waldwirtshaus überfallen und ausplündern wollte.

Als sie zum schmalen Bachsteg gelangten, sagte der eine der Räuber zum andern: „So, jetzt lassen wir das Bürschchen vorangehen, und wenn es mitten auf dem Steg ist, stoßen wir es in den Bach, damit es uns nicht verrate, denn wer weiß, ob es nicht italienisch versteht!“ Der andere war damit einverstanden und gab dem Buben das Zeichen, voranzugehen. Der aber sagte, er müsse jetzt nach Hause, da es schon spät sei und die Mutter ihn nötig habe, und wandte ihnen, ohne eine Antwort abzuwarten, den Rücken. Als ihn die Kapuziner nicht mehr sehen konnten, verdoppelte er die Schritte und lief so schnell ihn die Füße trugen, heim zu der Mutter, der er alles erzählte, was er vernommen. Die Mutter erbleichte und sagte, man müsse die Wirtsleute warnen, aber wie? Den Buben konnte sie nicht nochmals auf die weite Reise schicken; sie selbst war zu gebrechlich, und in der weiten Runde war niemand, den sie hätte gebrauchen können. Sie war wirklich in großer Verlegenheit. Da hörte sie droben im Schlag das Täubchen girren und richtig, das weiße Täubchen, das ihr die Wirtsleute vor einigen Tagen geschenkt, und das sie noch im Schlage eingesperrt hielt, das sollte der warnende Bote sein.

Digitized by Google

Der Bub mußte schnell zu Papier bringen, was er alles erfahren, und in welcher Gefahr sie sich befänden; dann wurde die Taube heruntergeholt, das Brieflein ihr um den Hals gebunden und das Tierchen frei gelassen. Wie ein Pfeil schoß es davon und verschwand über dem Wald in der Richtung zum Wirtshaus, so weit man es in der Dunkelheit noch verfolgen konnte.

Die Wirtsleute genossen eben das Abendbrot, lachten und plauderten, als es ans Fenster pickte. Auf einmal riefen die Kinder: „Ei seht, da kommt das weiße Täubchen!“ Die Eltern öffneten das Fenster, gewahrten den Brief am Hals des Tierchens, banden ihn los und lasen ihn. Da stand es drin:

„Es werden bald zwei Kapuziner an eure Türe klopfen. Das sind aber keine Kapuziner, sondern verkappte Räuber. Ich habe sie bis zum Bachsteg geleitet und alles verstanden, was sie zusammen verabredet haben. Sobald alles schläft in eurem Haus, wollen sie ein Licht vor das Fenster stellen, und den Genossen pfeiffen, die draußen im Wald auf das Zeichen warten, und diese werden sich heranschleichen und euer Haus ausrauben und euch niedermachen!“

Der Wirt faltete den Brief, ging mit raschen Schritten zur Türe hinaus und rief die Knechte in die Stube herein. Dort las er ihnen den Brief vor, teilte die Waffen aus, Pistolen, Gewehre und Säbel, und stellte sie auf ihre Posten; zwei behielt er zurück.

Eine Stunde später erschienen die Kapuziner. Man hieß sie in die Stube treten, wo sie sofort gepackt und gefesselt wurden. Sobald die tiefe Nacht hereingebrochen war, stellte der Wirt das Licht vor das Fenster, blies in die Pfeife

Digitized by Google

der Kapuziner, und nun eilten die Räuber herbei in ihr Verderben. Sie wurden alle gefesselt oder niedergemacht.

Die Wirtsleute waren gerettet und vergaßen nicht, der guten Frau über dem Wald und ihrem braven Sohn zu danken, und den Dank zu bekräftigen mit einem Pferd und den zwei schönsten Rindern, die im Stalle standen.

Digitized by Google

Eine Wette gilt es.

Einst saßen in Kippel drei Schuster auf der Stör, und sie waren lustig und guter Dinge, trieben allerlei Kurzweil und erzählten sich Schnurren und Bozengeschichten, derweil sie das Leder klopften und den Pechdraht zogen. Da sagte einer von ihnen, er stifte demjenigen die schönste Lötschtaler Trinkelkuh, der es wage, diese Nacht um zwölf Uhr in die Guggialp zu gehen und dort einem Schuh ein neues Sohlenleder aufzusetzen. Es war ein Quatembersamstag, und an solchen Tagen ist es immer ein bischen unheimlich an abgelegenen Orten, und in der Guggialphütte soll es von alters her immer gespukt haben.

Als sie so eine Weile hin und her geredet, gespottet und gelacht, schlug Simud, der verwegenste der drei Schuster, auf den Tisch und sagte: „Gut ist gut, wenn ihr mir die drei Sachen mitgebt, die ich verlange, so werde ich die schöne Trinkelkuh noch diese Nacht gewinnen! — Ich brauche ein gutes, gesatteltes Pferd, einen guten, scharfen Säbel und eine geweihte Kerze!"

Die andern zwei Schuster sagten, wenn es ihm nur daran fehle, so können sie ihm das Verlangte schon verschaffen, in die Guggialphütte hinauf komme er ja doch nicht, und am wenigsten in dieser Quatembernacht. Während das Pferd geholt und gesattelt wurde, räumte der Schuster Simud so viel Leder und Handwerkszeug zusammen, als er zum Besohlen des Schuhes gebrauchte, dann sagte er, er werde in der Guggialp ein Zeichen zurück-

Digitized by Google

lassen, daß er dort gewesen sei und schwang sich auf das Pferd. Die beiden Genossen hatten bis jetzt seine Worte als Spaß aufgefaßt; als sie sahen, daß der Tollkühne das Abenteuer wirklich wagen wollte, versuchten sie ihn zurückzuhalten. Er aber rief vom Pferd aus: „Ihr sollt sehen, wie ich in wenig Stunden eine Trinkelkuh verdiene" und ritt davon.

Bis nach Dermatten ging es im Galopp, dann ließ er das Pferd verschnaufen, da der Weg immer schmaler und holperiger wurde, und auf einmal zwickte ihn ein Ast so heftig ins Gesicht, daß ihn das Auge schmerzte. Das erregte seinen Zorn, so daß er den Säbel zog und mit demselben wie wild kreuz und quer in den Busch hieb, so daß die Blätter und Zweige nur so herumflogen. Da flammten feurige Augen auf, und es rief aus dem Buschwerk:

„Hätteſt du heute nicht Reißens und Beißens,
Nicht Geweihtes und Gewagtes,
So würde ich dich zerreißen,
Aber wenn du kommſt bis zum Chluiſtein,
So will ich dich lehren ſpinnen rein!"

Der Schuster zuckte die Achseln, lachte in die pechschwarze Nacht hinaus und sagte: „Ja, ja, ich glaube es schon, das Pferd und der Säbel und die geweihte Kerze, die stechen dich in die Nase, heute bekommst du den Rechten, du, du!" Er setzte das Pferd wieder in Galopp, ritt beim Ried und bei den Platten vorbei, wo sich weiter nichts ereignete, und kam zum Horrou. Als er die Guggischlucht hinaufritt, wo die Felsen beidseitig der Straße immer näher zusammentreten, sah er eine feurige Gestalt, die rittlings auf der schmalsten Stelle, dem Chluistein, saß. Zwischen den Beinen dieses Ungeheuers mußte er durch, da gab es kein Abwägen und Zaudern. Je mehr er sich dem Ungetüm

Digitized by Google

näherte, desto größer und furchtbarer wurde es, schwoll an und blähte sich und überragte die höchsten Baumspitzen. Das Pferd streußte die Ohren, scheute und wollte nicht mehr vorwärts. Aber er streichelte ihm den Hals und trieb es an. Da wurde ihm doch ein bischen Angst, als er das Ungeheuer ganz nahe vor sich sah, und es fuhr ihm prickelnd über den Rücken. „Der leibhaftige Teufel wirst du wohl nicht sein," schrie er, schlug das Kreuz und trieb das Pferd an, das in schnellem Tempo die Schlucht empor stieg. Jetzt schritt es zwischen den Beinen der feurigen Gestalt durch, der Schuster duckte sich, und er glaubte, sie habe ihn am ganzen Leibe berührt; ein Schauer durchrieselte seinen Körper, aber er kam glücklich vorbei und näherte sich der Guggialphütte.

Am Ziele angekommen, band er das Roß an die Hütte, steckte die geweihte Kerze in Brand, trat in die Stube, stellte das Licht auf den Tisch, rückte nahe zum Fensterchen, packte das Schusterwerkzeug aus und fing gemütlich an mit der Arbeit. Als er am besten dran war, flog das Fensterchen auf, ein scheußlicher Schweinskopf grinste herein, mit feurigen Augen von Tellersgröße, und fragte ihn allerlei dummes Zeug. Der Schuster tat, als ob er allein wäre und gab keine Antwort, sondern beeilte sich, mit der Arbeit fertig zu werden. Aber das Borstentier fragte ihn bald dies und bald das, verlegte ihm das Werkzeug bald hierhin, bald dorthin und verlangte von diesem und jenem den Namen zu wissen. Nun blieb der Schuster die Antwort nicht schuldig, aber als das Fragen nicht aufhören wollte, griff er zum Kniepholz und schlug dem Ungetüm damit auf die Tatzen. „Gehst mir fort mit deinen Schmierkrallen, du garstiges Rüsselvieh, entweder kommst du herein oder gehst weg vom Fenster!" Da sprang der Geist mit einem

Digitized by Google

Satz durchs Fenster in die Stube. Der Schuster hatte den letzten Stich gemacht und legte das Werkzeug zusammen. Da ihn hungerte, ging er zum Kochherd, fachte die Glut an und briet sich ein Stück Käse am Feuer. Als der Geist sah, wie er den Käse schmolz und dünne Scheiben wegstrich, die gar gut dufteten, hielt er einen Fuß ins Feuer, briet sich die Zehen und schnitt auch davon ab. Damit aber noch nicht genug. Er setzte auch dem Schuster von seinem Braten vor und hieß ihn davon essen. Der Schuster aber sagte barsch und kurz: „Friß du von deinem und ich von meinem!“ Darob fuhr das Ungeheuer vor Zorn in die Höhe, polterte in der Stube herum und verschwand zum Fenster hinaus.

Der Schuhmacher packte sein Werkzeug in die Ledertasche und machte sich auf den Heimweg. Im Trab und Galopp wurde die lange Wegstrecke zurückgelegt, ohne jede Störung, und als die Sonne die Spitze des Bietschhornes vergoldete, war er zu Hause in Kippel. Schweißbedeckt und von einem heftigen Fieber geschüttelt, legte er sich ins Bett und stand nicht mehr auf. Von der Trinkelkuh, welche die beiden andern Schuster seiner Familie geben mußten, hatte er keinen Genuß mehr, denn er starb noch im selben Jahr.

Digitized by Google

Der Mörder im Pfynwald.

Ein Bürger aus Niedergampel, dessen Weib todkrank im Bette lag, ritt zum Wunderdoktor nach Siders, um dort Arznei zu holen. Er hatte sich bei dem Wundermann verspätet und trieb nun sein Pferd an, um vor Einbruch der Nacht noch durch den Pfynwald zu kommen. In diesem langen unheimlichen Wald hauste ein Räuber, der die größten Missetaten verübte. Während das Pferd des Reiters munter die Straße dahintrabte, gedachte er des Unholdes, der unlängst ein herumirrendes Kind ermordet. Er hatte dem Knäblein folgende Fragen gestellt: „Was ist schöner als der Tag?" Das Kind antwortete: „Der Mutter Blick!"

„Was ist edler als Gold?" „Der Mutter Herz!"

„Was ist süßer als Honig?" „Der Mutter Milch!"

„Was ist weicher als Flaum?" „Der Mutter Schoß!"

„Was ist stärker als der Tod?" „Der Mutter Liebe!"

„Was ist härter als Stein?" „Des Mörders Herz!"

Da hat der Mörder das Kind mit solcher Gewalt an den Felsen geschleudert, daß derselbe sich spaltete und heute noch der Mörderstein genannt wird.

Den großen, mit Moos, Flechten und Gras überwachsenen Block hatte der Mann aus Gampel hinter sich, und in einer halben Stunde mußte er den jenseitigen Waldrand erreichen. Er sah sich nach allen Seiten um, aber der Räuber kam nicht, und er glaubte schon, der Gefahr entronnen zu sein. Da sprang ein wild aussehender Geselle mitten auf die Straße und rief ihn an: „Guten Abend,

Digitized by Google

Kamerad, was machst du?" Der Reiter glaubte sich verloren und erschrak sehr, denn er erkannte in dem Räuber, der den Pfynwald unsicher machte, seinen ehemaligen Kameraden Peter. Er hielt das Pferd an und erwiderte: „Mein Weib liegt todkrank zu Bette, und ich habe beim Kräutermann in Siders Medizin geholt!"

Der andere sagte: „Kennst du deinen alten Kameraden nicht mehr, der zum Mörder geworden? Was sagen die Leute von mir? He?"

Der Reitersmann erwiderte: „Ich bin in deiner Gewalt und kenne dich wohl, doch will ich die Wahrheit nicht verhehlen. Man sagt, wenn du nicht das Weite suchest, so seien deine Tage gezählt; man stellt dir nach, denn du mordest, was über die Straße läuft, und du bist vogelfrei!"

Der Mörder fuhr fort: „Du hast mir die Wahrheit gesagt und das gefällt mir, drum schenke ich dir das Leben. Komm mit in die Höhle und sieh dir einmal die Behausung eines Mörders an!" Der andere sagte: „Laß mich gehen, meine Frau liegt schwer krank darnieder und erwartet mich zu jeder Stunde!" Der Mörder erwiderte: „Komm nur mit, es soll dir nichts geschehen, und auf eine halbe Stunde kommt es nicht an!"

Da bog er mit dem Räuber von der Straße ab und ritt ins Innere des Waldes hinein. Bei einem Dornbusch hieß ihn Peter absteigen und das Pferd anbinden. Dann krochen sie in den kratzenden Strauch hinein, und nun öffnete sich ein schmaler Gang, der sich nach und nach weitete und in eine Höhle ausmündete, wo Peter einen Kienspahn anzündete und zu essen und zu trinken aufstellte. Der Bauer aus Gampel fühlte aber nicht großen Appetit. Er sah sich in der Höhle um und erblickte in der Ecke einen Strohsack mit goldgestickten Decken drauf; der übrige

Digitized by Google

Teil der geräumigen Höhle war fast ganz mit gestohlenem Gut angefüllt. Da lagen mehrere Fuder gebleichter Leinwand zu viereckigen Haufen getischt, daneben italienische Seidentücher in allen Farben und viele Fässer und Säcke. Von der Höhle führte ein Eisendraht über die Straße, der, sobald ihn jemand berührte, ein Glöckchen in Bewegung setzte.

Der Räuber lud ihn ein, die Nacht hier zuzubringen, aber der Gampeler bedankte sich und verlangte nach Hause zu gehen. „So lade auf das Pferd, so viel es zu tragen vermag!“ forderte ihn Peter auf, aber der Bauer sagte: „Ein andermal, denn ich muß selber auf das Pferd, damit ich einhole, was ich versäumt; meine Frau und meine Familie sind mir lieber, als alle Kaufmannswaren. — Und du, mach daß du von hier fortkommst, denn hier wächst zu viel Galgenholz für dich!“

Der Räuber sagte zum Abschied: „Ich bin froh, daß du mich gewarnt hast, nun aber beeile dich, daß du fortkommst, denn jetzt bin ich keine Stunde mehr sicher, daß mich nicht die Mordlust anpackt. — So lange du mich siehst, reite langsam, denn wenn einer zu rasch geht, kommt die Wut über mich — nachher aber laß dem Pferd die Zügel, denn ich bin keinen Augenblick sicher, daß mich nicht die Raserei anfällt, und dann kann ich auch den Kameraden nicht schonen!“

Der Bauer folgte dem Rat, lud ein weniges aufs Pferd, um den Räuber nicht zu erzürnen, ritt zuerst langsam, dann in gestrecktem Galopp, bis der Wald hinter ihm lag, und ganz in Schweiß gebadet, langte er glücklich zu Hause an. Die Kinder umringten ihn und freuten sich über die Ankunft des Vaters, die Frau aber fragte ihn, warum er so spät komme und vor Schweiß triefe. Er kramte zuerst seine Medizinfläschchen und Salben aus und erzählte dann sein Abenteuer im Pfynwald. Die Frau erschrak zuerst,

Digitized by Google

freute sich aber über die Rettung ihres Mannes und über das feine Tuch, das er mitgebracht. Der Bäuerin wurde bald wieder besser, und sie genas nach wenigen Wochen von ihren Leiden.

Einige Zeit darauf kam die Kunde nach Gampel, der Mörder sei aus dem Pfynwalde verschwunden und treibe sich jetzt in der Wildnis im untern Wallis herum. Später hieß es, es sei ganz sicher, daß er dort eingefangen und hingerichtet worden sei.

Da erinnerte sich der Bürger aus Gampel der Räuberhöhle im Pfynwald, der darin verborgenen Schätze, der vielen schönen Leinwandballen und der farbigen Seidenstücke, die alle zugrunde gehen mußten, wenn sie niemand holte. Und da sattelte er das Pferd und ritt hinunter in den Wald.

Er glaubte auch, die Stelle, wo ihn der Räuber angefallen und den Dornbusch, wo er das Pferd angebunden hatte, wieder gefunden zu haben, aber den Eingang zur Höhle konnte er trotz allem Suchen und Hineinkriechen in die Büsche nicht finden. Der Dorngestrüppe waren so viele, und sie sahen sich alle so gleich, daß er sich nicht mehr zurecht finden konnte. Mit leeren Händen mußte er wieder heimkehren, und es ist bis zur heutigen Stunde niemand gelungen, die kostbaren Schätze zu heben.

Digitized by Google

Der Drächengrudel.

Ein Vater hatte eine Tochter, namens Seline, die seine ganze Freude war. Sie bewohnten ein Häuschen unten im Tale und hatten wenig zu beißen. Nahe dabei stand das Haus des reichen Nachbars, der eine sehr schöne Frau besaß. Nach einigen Jahren erkrankte die Frau und fühlte, daß sie sterben werde. Da bat sie ihren Mann, er möchte, wenn sie gestorben sei, keine andere heiraten oder sie hätte denn so schönes goldenes Haar wie sie. Der Mann gelobte es, und als seine Gattin gestorben war, trauerte er lange um sie. Unterdessen war Seline zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Sie war schlank und flink wie eine Gemse, und das Haar floß in schönen goldenen Wellen über ihre Schultern.

Nach einigen Jahren kam den Nachbar die Lust an, wieder zu heiraten, und er hielt Brautschau rings um im Lande, fand aber kein Mädchen mit so feinen goldenen Haaren, wie sie seine Frau besessen, und doch gab es eines ganz in der Nähe, und das war des Nachbars Tochter. Er fand, sie sei ganz seine Frau, wie er sie vor zwanzig Jahren gefreit, so daß er beschloß, die Seline zu heiraten. Eines Tages eröffnete er ihr sein Vorhaben, aber sie lachte ihn nur tüchtig aus. Als sie aber sah, daß auch ihr Vater es wünschte, da wurde sie traurig und schloß sich in ihr Kämmerlein ein. Nach einigen Tagen kam sie wieder zum Vorschein, indem sie glaubte, der Nachbar hätte

Digitized by Google

sein Vorhaben aufgegeben, aber er bestürmte sie nur noch mehr, und nun nahm sie zu allerlei Ausreden Zuflucht. Eines Morgens sagte sie, sie wolle seine Gattin werden, wenn er ihr drei Kleider kaufe; das eine müsse glänzen wie die Sonne, wenn sie mittags über den Bergen steht, das andere wie der Vollmond in der hellsten Sommernacht, und das dritte wie die Sterne am Firmament. Der Nachbar war hoch erfreut über ihren Entschluß, reiste sofort ab, besuchte alle größeren Städte und hatte keine Ruhe, bis er die drei Kleider gefunden. Als er sie nach Hause brachte und vor der schönen Seline ausbreitete, da glänzte und gleißte das eine wie die Mittagssonne, das andere war fahl und blaß wie Vollmondschein, und das dritte funkelte wie die Sterne über den Bergen. Seline konnte ihre Augen nicht abwenden von den schönen Kleidern, erschrak aber, als der Nachbar sie abermals fragte, ob sie ihn jetzt heiraten wolle. Da sagte sie: „Jetzt noch nicht, aber wenn du mir noch einen Wagen kaufst, der von selber fährt, dann will ich deine Frau werden!“ Sie dachte, einen solchen Wagen gebe es auf der ganzen Welt nirgends und war froh, als der Alte auf die Bedingung einging. Er ging wieder auf Reisen, blieb wochenlang weg und brachte einen Wagen zurück, der keine Pferde brauchte und von selbst fuhr. Jetzt durfte die Hochzeit nicht mehr länger hinausgeschoben werden. Am nächsten Tag schon sollte das Fest stattfinden. Sie fügte sich scheinbar in das Unvermeidliche, machte sich aber einen eigenen Plan zurecht. In der Nacht bestieg sie den fremden Wagen, fuhr die ganze Nacht durch und den nächsten Tag auch noch, an vielen Dörfern und Wäldern vorbei, bis am Abend eine große, mächtige Stadt sich vor ihren Augen ausdehnte. Vor dem Tore stand ein Bettelmädchen in schlechten Kleidern. Sie stieg aus, ging

Digitized by Google

mit dem Mädchen, das in der Nähe wohnte, nach Hause, tauschte mit ihm die Kleider, damit niemand sie kenne in der Stadt, und übergab ihm den Wagen zur Obhut. Dann wanderte sie durch das Tor in die Stadt und suchte sich eine Stelle. Es ging nicht lange, so stand sie vor einem prächtigen Hause. Als sie staunend zu den Türen, Fenstern und bemalten Läden hinaufschaute, fragte eine Dame sie, was sie suche. Sie sagte, eine Stelle, wenn es auch nur eine schlechte sei und sie wenig dabei verdiene. Nun, sie solle hier nur eintreten, solche Leute könne man in diesem Hause schon gebrauchen. So kam sie in das schöne Haus und mußte in der Küche neben dem Drächen oder dem Herde stehen und die niedrigsten Dienste verrichten, weshalb sie nur der Drächengrudel genannt wurde. Das große Haus aber, in dem sie diente, war der Königspalast, der von dem Kronprinzen und seiner Mutter bewohnt wurde.

Als die Woche um war, fragte sie ihre Vorgesetzten am Sonntag Morgen, ob sie nicht in die Messe gehen dürfte. Sie betrachteten das schmutzige Mädchen von oben bis unten und fanden, sie und die hohe Herrschaft müßten sich fast schämen, einen solchen Drächengrudel in die schöne vornehme Kirche gehen zu lassen, doch wenn sie versprechen wolle, sich in den hintersten Winkel zu setzen, wo niemand sie sehe, so könne sie gehen. Sie gelobte es, eilte voller Freude in ihre Kammer und zog die drei schönen Kleider hervor, die ihr der Nachbar geschenkt, und die sie mit auf die Reise genommen. Sie legte die schmutzigen Küchenkleider ab, wusch und kämmte sich sorgfältig, warf das Sonnenkleid über die Schultern und ging durch ein Hintertürchen fort zur Messe.

Nach dem Hochamt kam der Prinz ganz verwirrt nach Hause und sagte zu seiner Mutter: „Ich habe in der

Digitized by Google

Kirche eine Jungfrau gesehen mit wunderschönen, goldenen Haaren und einem goldenen Kleide, so schön wie die Sonne selbst, die möchte ich zur Frau!" Die Mutter erwiderte: „Wenn sie so schön ist, wie du sagst, so habe ich nichts gegen deine Wahl einzuwenden. Bring sie das nächste Mal her, damit ich sie kennen lerne!" Der Drächengrudel aber war längst in der Küche und sah wieder so schmutzig aus wie vorher.

Am nächsten Sonntag fragte Seline wieder, ob sie zur Messe gehen dürfe. Wenn sie sich halte wie am ersten Sonntag und gut verberge, hieß es, so dürfe sie gehen. Da stieg sie hinauf in ihr Kämmerlein, zog das Mondkleid an und wanderte zur Kirche. Als das Hochamt vorüber war, stellte sich der Prinz vor das Portal, um die schöne Dame zu erwarten und anzureden. Als sie zur Türe heraustrat, den Kopf tief gesenkt, ging er auf sie zu. Sie aber streckte den Arm wie zur Abwehr aus und wich zur Seite, doch konnte er ihr schnell noch ein Ringlein an den Finger stecken. Sie eilte wie das erstemal auf weiten Umwegen ins Schloß zurück, huschte durch ein Nebenpförtchen hinein, bei dem niemand sie bemerken konnte und stieg die Treppen hinauf in ihr Stüblein, wo sie das schöne Kleid auszog und wieder in die Lumpen schlüpfte.

Am dritten Sonntag hatte sie wieder die Erlaubnis erhalten, zur Messe zu gehen. Für diesen dritten Kirchgang wählte sie das Sternkleid aus, das sie noch nie getragen, und das sie am herrlichsten schmückte. Nach der Messe war der Prinz wieder zur Stelle. Doch sie wich ihm schnell aus, und als er ihr nachfolgte, sprang sie davon. Er lief ihr nach, doch erreichte er die Fliehende nicht, die davon eilte, schnell wie eine Gemse; im Fliehen aber verlor sie einen Schuh, den der Prinz aufhob und in die Tasche steckte.

Digitized by Google

Die Verfolgung gab er damit auf, denn er holte das Mädchen doch nicht ein. Nun besaß er wenigstens ein Pfand von ihm und wer weiß, wozu das noch führen konnte.

Als der Prinz zu Hause war, den kleinen zierlichen Schuh der Mutter vorwies und erzählte, wie es ihm ergangen sei, da war der Drächengrudel schon in der Küche in seinen alten fleckigen Kleidern und hantierte mit Pfannen und Tellern. Der Prinz war sehr aufgeregt und sagte zur Mutter: „Sie ist mir leider entwischt, aber hier habe ich den Schuh von ihrem Fuße, und nur die werde ich heiraten, der dieser Schuh gehört!“ Da erwiderte die Mutter: „Ich will dir helfen, mein Sohn. Wir laden auf morgen alle vornehmen Töchter des Landes zu einem großen Mahle ein, lassen den Schuh von jeder anprobieren, und wem er paßt, nun, die soll deine Frau werden!“ Der Prinz war damit einverstanden und freute sich über den glücklichen Einfall seiner Mutter. Die Boten wurden im Lande herumgeschickt, auf alle Schlösser und Burgen, mit dem Auftrag, zum Hoffeste einzuladen. Am nächsten Tage erschienen die vornehmen Töchter alle am Hofe, jede in ihrem schönsten Kleide, denn jede dachte, der Prinz werde sich vielleicht heute schon eine Frau auswählen. Die einen hatten sich schneeweiß gekleidet wie Schlehdornblüten, andere rot wie Heckenrosen und andere wieder grün in allen Schattierungen, vom dunkelsten Tannengrün bis zum hellsten Grün der Lärchen.

Als sie alle im Saale Platz genommen, wurde der Schuh hereingebracht und ihnen mitgeteilt, daß der Prinz diejenige zur Frau begehren werde, deren Fuß in diesen Schuh hineinpasse. Jede wollte zuerst hineinschlüpfen, aber den meisten war er zu klein. Einige waren aber da, deren Fuß hineinpaßte, obwohl es dem Prinzen schien,

Digitized by Google

daß die, welche er dreimal in der Kirche gesehen, nicht dabei und also keine die richtige sei.

Der Drächengrudel war in der Küche und half das Essen bereiten. Die herrlichsten Gerichte wurden vom Koch zubereitet und zuletzt auch kleine Kuchen. Da fragte der Grudel den Koch, ob er nicht auch so einen backen dürfte. Der Koch machte ein langes Gesicht und schnauzte ihn an: „Was würde die Herrschaft sagen, wenn ich dich auch Kuchen backen ließe; so etwas versteht kein anderer Koch im ganzen Land, geschweige denn ein so schmutziger Drächengrudel wie du!“ „Nun, wenn er nicht gerät, so werde ich ihn selber essen,“ sagte der Grudel und bat so lange, bis der Koch lachen mußte und sagte: „Meinetwegen, es ist besser, du issest dein eigenes Backwerk, als meine feinen Gerichte!“

Da machte sich der Grudel an die Arbeit, und als der Kuchen gebacken war, da duftete er nicht nur sehr fein, sondern war auch der bestgeratene und der schönste von allen, und der Koch fand selbst, man dürfe ihn oben drauf auf die Platte legen und mit den andern hineintragen in den Speisesaal. Der Grudel aber hatte das Ringlein des Prinzen vom Finger gezogen und heimlich in den Kuchen hineingesteckt. Die Platte wurde aufgetragen und der schöne Kuchen, der zu oberst lag, dem Prinzen, der heute nicht lustig sein mochte, vorgelegt. Er schnitt ihn entzwei, und da fiel das Ringlein heraus. Er wurde ganz blaß vor Freude, dann aber schoß ihm das Blut in die Wangen. Die Traurigkeit war wie auf einen Schlag weggewischt, und seine Augen leuchteten. Er ließ den Koch kommen und fragte ihn, wer den obersten Kuchen gebacken habe. Der Koch erschrak und dachte, es sei etwas nicht in Ordnung und stotterte: „Verzeiht, hoher Herr, der Drächengrudel hat mich gebeten, auch so einen Kuchen backen zu dürfen,

Digitized by Google

und da er so schön bitten konnte, habe ich ihn gewähren lassen. Es soll gewiß nicht mehr geschehen, und wenn ...."

Der Prinz unterbrach ihn und sagte: „Wenn es der Drächengrudel ist, so sage ihm, er solle die schönen Kleider anziehen, die er Sonntags in der Kirche getragen hat!" Der Koch, der nicht wußte, was das alles zu bedeuten hatte und froh war, so gut davon gekommen zu sein, eilte in die Küche zurück und sagte zum Grudel: „Da hast du etwas Schönes angestellt mit deinem dummen Kuchen, grad der Prinz selbst hat ihn gegessen, und nun ist er rot vor Zorn im Gesicht, und du sollst hinaufgehen und die Sonntagskleider anziehen und vor ihm und der ganzen Gesellschaft im Speisesaal erscheinen. Jetzt kannst du zusehen, mit deiner Drächengrudelstelle ist es aus! Aber es geschieht dir recht! Marsch! Mach, daß du fortkommst!"

Der Grudel hatte schon die Küchenschürze losgebunden und sie dem Koch an den Kopf geworfen, aus lauter Freude, daß er sie aus der Küche fortjagte. Nun hüpfte sie in ihr Zimmer hinauf, wusch und kämmte sich, ließ wie jeweilen am Sonntag die goldenen Haare in langen Strähnen über die Schultern niederwallen und zog alle drei Kleider an, das Sonnenkleid zuerst, dann das Mondkleid und zu oberst das Kleid des Firmamentes, das mit Gold- und Silbersternen übersät war. Sie besaß aber nur einen Schuh, der zu den Kleidern paßte, da der andere unten im Saale war, aber das machte nichts. Sie rauschte in ihren wunderbaren Seidenkleidern die Treppen hinunter, trat in den Saal und schlüpfte vor der ganzen Tafelrunde schnell in den Schuh, der noch am Boden lag und ihr saß wie angegossen. Nun richteten sich aller Augen auf die blendende Schönheit. Wie wenn sie vom Himmel herabgestiegen wäre, erschien sie ihnen; der Prinz aber stürzte zu ihr hin,

Digitized by Google

fiel aufs Knie nieder, küßte ihr die Hände, führte sie an den Tisch neben seinen Platz, den er leer gelassen und hieß sie vor allen Anwesenden seine Braut.

Am nächsten Tage sandte die glückliche Braut einen Boten zu dem Bettelmädchen vor der Stadt, das den Wagen noch in Verwahrung hielt. Dem Boten befahl sie, dem armen Mädchen eine schöne Summe auszuhändigen und dann zu ihrem Vater zu fahren, ihn und den Nachbar zu der Hochzeit einzuladen und beide grad mitzubringen.

Digitized by Google

Die weissen Vögel vom Arpsee.

Ein armer Geißbub trieb alle Tage seine Ziegenherde zu dem Arpsee hinauf. Am Ufer dieses tiefblauen, einsamen Bergsees konnte er seine Zeit vertreiben. Er schieferte flache Steine über die glatte Wasserfläche oder sah, wie die Fische nach den Mücken schnappten, oder wie hie und da ein Stein von den Steilhalden hinunterpolterte und in den Wassern des Sees verschwand. Hätte er nicht seine Ziegen um sich gehabt, so wäre ihm oft recht bange geworden in der seltsamen Stille, die hier oben herrschte. Aber seine Ziegen fraßen das dünne Futter und glockten mit den Blechschellen dazu, und wenn sie sich zu weit von ihm entfernen wollten, so eilte er ihnen nach, um nicht allein zu sein oder trieb sie wieder an den frühern Platz zurück.

Als er einst zur Mittagszeit sein schwarzes Ledertäschchen öffnete und Käse und Brot herausnahm, um Mahlzeit zu halten, flogen drei weiße Vögel heran, deren Flügelspitzen in der Sonne glitzerten, und ließen sich auf dem See nieder. Solch große Vögel hatte er noch nie gesehen. Die andern Vögel mieden den Arpsee, weil er zu hoch lag oder aus andern Gründen, die er nicht kannte, und nun gar drei mächtige Schwimmvögel, das war etwas höchst Seltsames! Ihr Federkleid war schneeweiß, der Hals lang und dünn und der Schnabel gelb. Sie schwammen eilig gegen ihn heran und schienen vor ihm keine Furcht zu hegen.

Die Vögel gefielen dem Geißbuben sehr, und er ergriff Steine, um den einen oder andern tot zu werfen. Er traf

Digitized by Google

aber nicht, und die Vögel ließen sich durch sein böses Vorhaben nicht erschrecken und rückten dem Ufer immer näher. Da dachte er: „Wenn ihr fremden Vögel so dumm seid und euch um jeden Preis wollt fangen lassen, an mir soll es nicht fehlen," und er trat ans Wasser heran, ergriff den Vogel, der ihm zunächst war, am Halse und zerrte ihn ans Land. Aber im Nu ließ er ihn wieder fahren und fuhr zusammen wie noch nie in seinem Leben, denn der Vogel fing an zu reden: „Ach, was willst du mich so grob behandeln; ich bin nur der geringste der drei Vögel, und wir sind gar keine Vögel, sondern verwunschene Jungfrauen. Der schöne, zierliche Schwan mit dem goldenen Schnabel ist eine Prinzessin vom Land der Radamanten; das liegt weit weit von hier, dort wo die Sonne aufsteht. Wir zwei andern sind Kammerzofen, und wir sind alle drei von einem Hexenmeister verwandelt worden, weil die Prinzessin nicht heiraten wollte. Jetzt müssen wir so lange Vögel bleiben, bis wir drei Sachen erhalten!"

Der Bube hatte sich von seinem Schrecken erholt und fragte, was denn das sein müsse.

„Drei Pflanzen müssen es sein, und wenn du uns diese verschaffen kannst, so werden wir wiederkommen und dann bald erlöst werden!"

„Nennt mir die drei Pflanzen," sagte der Bub.

„Naterkraut, Baldrian und Nachtschatten müssen es sein!"

Der Geißhirt sagte, er kenne die Kräuter nicht, aber seine Mutter sei Kräutersammlerin und werde sie schon kennen.

„So geh und komm bald wieder," sagte der Schwan und schwamm zu den Gefährten zurück, dann flogen sie alle drei zusammen auf und verschwanden in raschem Fluge hinter dem Berge.

Digitized by Google

Der Bub trieb die Herde bald darauf nach Hause und erzählte seiner Mutter, was ihm heute begegnet sei. Drei schöne weiße Vögel seien auf dem Arpsee herumgeschwommen; er habe den einen erwischt, und der habe ihn angesprochen und die drei Kräutlein von ihm verlangt zur Erlösung. Die Mutter sagte: „Wenn nur das fehlt, so ist bald geholfen; ich kenne die Kräuter wohl, sie wachsen hier in der Nähe!"

Sie sammelte sie noch im Verlauf des Abends und legte sie zu der Speise ins schwarze Täschlein. Am nächsten Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl zog der Bub mit den Ziegen wieder hinauf zum See. „Die Pflanzen lasse ich noch in der Tasche," sagte er, „es ist dann Zeit genug, sie herauszunehmen, wenn ich die Schwäne sehe!" Aber als er aufblickte, flogen sie schon daher, ließen sich auf dem blauen, kühlen Wasser nieder und schwammen eilig auf ihn zu.

Der Bub rief ihnen voller Freude entgegen: „Ich habe es im Täschlein, was euch fehlt, ich habe es im Täschlein," und er zog die drei Kräutlein heraus. Die Schwäne ruderten mit aller Kraft zu ihm hin, und er steckte jedem eines der Kräutlein in den Schnabel. Der eine fing wieder an zu reden und sagte: „Wir danken dir sehr, du lieber Bub, für den großen Dienst, den du uns erwiesen; wir fliegen jetzt wieder zurück ins Land der Radamanten, wo man uns mit Hilfe der drei Kräutlein erlösen wird; der Zauberer aber muß sterben. Wenn du willst, so nehmen wir dich mit. Du brauchst nur zwei von uns an den Flügeln zu ergreifen, dann geht es durch die Lüfte, und bevor die Sonne sinkt, sind wir zu Hause!"

Der Geißbub sagte: „Ich danke schön, ich bleibe lieber Geißbub im Walliser Land, als daß ich mit euch zu den Radamanten fliege, ich danke schön!"

Da flogen die Vögel auf und verschwanden.

Digitized by Google

Der Teufel und die hundert Raben.

Nach uraltem Brauch gingen die fahrenden Schüler auf die Kreuzgasse, wo sie der Teufel allerlei Künste lehrte. Es durften aber nie mehr und nie weniger als zwölfe sein, und wenn die Zahl beisammen war, lehrte er sie die feinsten Zauberkünste. Doch tat er das nie umsonst, sondern wählte sich einen der zwölf zum Opfer aus, wenn die Stunde zu Ende war und verschwand mit ihm. Das schreckte aber die andern nicht ab, doch immer wieder sich einzufinden, denn jeder dachte, ihn treffe es schon nicht, und so sammelte sich immer ein Trüppchen von zwölf an der Kreuzgasse, und der Teufel ging nie mit leeren Händen aus.

Nun gab es auch zwei Schüler, die sich innig liebten, stets beisammen waren, gemeinsame Spaziergänge ausführten, in derselben Stube aßen und schliefen, und die als unzertrennliche Freunde galten. Sie waren gemeinsam als fahrende Schüler an die hohen Schulen nach Deutschland gezogen und zusammen wieder heimgekehrt. Als sie sahen, welche großen Zauberkünste ihre Gefährten an der Kreuzgasse lernten, zog es sie mächtig dorthin, doch zauderten sie lange, aus Furcht, der Teufel könnte sich einen von ihnen herausfischen und sie für ewig trennen, und das wäre gar schrecklich für beide gewesen. Und wie es so geht, sie warteten noch einige Zeit, schlichen immer um die Kreuzgasse herum und wagten sich doch nicht hinein.

Eines Tages aber war die Lust doch stärker als der Wille; sie schlossen sich dem Trüppchen an und standen auf

Digitized by Google

einmal unter den zwölf Studenten an der Kreuzgasse. Sie hatten sich das Wort gegeben, nur dies eine Mal der Lust zu fröhnen und die Sinne gehörig anzuspannen, damit sie recht viel lernten, und dann für immer den unheimlichen Ort zu meiden. So gefährlich würde es für dies eine Mal doch nicht sein.

Als die Stunde um war, schaute der Teufel in die Runde, ein Zittern ging durch die Reihe der zwölf Studenten und — entsetzlich! — er packte den einen der Unzertrennlichen am Arm und führte ihn, ohne nur umzuschauen, weg. Der andere schlich, zu Tode bekümmert, nach Hause und konnte nirgends mehr Trost finden. Des Nachts wälzte er sich auf dem Bette und rang die Hände und rief nach seinem lieben, treuen Freunde, des Tags wanderte er rastlos talaufwärts, dann wieder talabwärts mit verstörtem Gesicht und hoffte immer noch, seinen Freund wiederzufinden. Er fehlte ihm hier und dort und überall, und er glaubte, ohne ihn nicht mehr leben zu können. Als er wieder einmal in aller Trostlosigkeit durch die Straße zog, die Hände in den Taschen und den Kopf gesenkt, trat der Teufel aus einem Busche heraus, steuerte grad auf ihn zu und redete ihn an:

„Du langweilst dich ein bischen, he! ja, ja, du hättest gern deinen Freund wieder! Nun gut, wandere zu; wenn du zur Hintersteinhütte kommst, paß gut auf! Grad hinter der Hütte ist ein Zaun, und darauf wirst du hundert Raben erblicken. Unter ihnen sitzt auch dein Freund auf der Stange, und findest du ihn heraus unter den Hundert, so soll er wieder Mensch werden und dir gehören, zeigst du aber auf den falschen, so bleibt er was er ist, und du kommst dann mit mir, und ich schenke dir auch ein schwarzes Federröcklein!“ Der Teufel verneigte sich und verschwand.

Digitized by Google

Der Student wußte nicht, sollte er lachen oder weinen; also in einen Raben hatte der Böse seinen Freund verwandelt, den armen Kerl, der die schwarzen Dickschnäbler so gar nicht hatte leiden mögen. Ohne seinen Freund hatte das Leben für ihn keinen Wert mehr, und drum war er sofort entschlossen, das Wagestück zu probieren. „Finde ich ihn heraus, so soll es mich freuen, fehle ich ihn, so werde ich zum Raben wie er, drum nur zu!“ Er richtete den Kopf wieder auf, seine Brust hob und senkte sich beinahe in freudiger Erregung, und schnellen Schrittes wanderte er seinen Weg. Bei der Hintersteinhütte schritt er querfeldein, und dort auf der Stange saßen die Schwarzröckler in einer langen, langen Reihe und ließen die Köpfe tief herunterhängen. Das waren alles verwandelte Studentenseelen von der Kreuzgasse. Sie schienen vor ihm keine Furcht zu hegen, sie hoben nur den Schnabel, als er langsam vorüberschritt und jeden genau musterte und schauten traurig ins Leere. Aber was war das für eine Musterung! Der eine sah haargenau gleich aus wie der andere, jeder pechschwarz vom Scheitel bis zu den Füßen, überall der kurze dicke Schnabel, überall glänzende Schwungfedern, alle gleich groß, alle gleich häßlich und alle gleich traurig.

Als er sich dem andern Ende der Reihe näherte, da sank sein Mut, denn wie sollte er nun den Richtigen herausfinden! Jedesmal, wenn er glaubte, ein kleines Abzeichen bemerkt zu haben und schon den Finger ausstrecken wollte, zog er ihn noch schnell wieder zurück, denn es war eine Täuschung gewesen. Er war an der ganzen Reihe vorüber gewandelt und wollte verzweifeln. Da blickte er zurück und sah, wie einer der Raben ganz in der Nähe eine Träne ins Auge bekam. „Der ist's,“ rief er aus, „der ist's,“ und er hatte den richtigen erwischt. Die Rabenschar flog krächzend

Digitized by Google

auf, verdichtete sich zu einem Schwarm und verschwand hinter dem Bergzug.

Vor ihm stand sein Freund, dem die Träne noch im Auge glänzte, und Hand in Hand kehrten sie zurück ins Heimatdorf. Seitdem hat man sie nie mehr an der Kreuzgasse gesehen.

Digitized by Google

Die Feuerreiter.

Es war in der grauen Vorzeit, als dort, wo die Gletscherlawinen jetzt donnern, sich grüne Alpen dehnten, und zu hinterst in den hohen Alptälern noch Dörfer und Weiler standen, wo feines Obst gedieh, die Reben grünten und einen köstlichen Wein spendeten.

Im hintern Talgrund des Turtmanntales sollen in alter Zeit die drei Dörfer Gruben, Meiden und Blumatt gestanden haben, grad dort, wo heute die Herden in den besten Sommermonaten das Alpkraut weiden. Die drei Gemeindepräsidenten waren Spitzbuben, die die Leute bestahlen, das Geld heimlich in Fässern sammelten und die Schätze unten im Pfaffenholz vergruben. Die Dörfler merkten nicht, daß das Geld, das sie in guten Treuen an die Gemeinde bezahlten, in die Taschen der betrügerischen Präsidenten floß, und wenn dieser oder jener etwa munkelte, der Präsident sei auch ein Mensch, und der möchte einmal Rechenschaft ablegen, da fuhren ihm die andern übers Maul, schrieen, er sei ein frecher Gesell und solle lieber schweigen. So blieb es beim alten, und der Betrug wurde erst entdeckt, als alle drei Betrüger schon unter der Erde lagen.

Bald hieß es auch, im Pfaffenholz sei es nicht geheuer. Man habe dort die drei Präsidenten gesehen, die zur Strafe für den unerhörten Betrug geistern müßten und nur alle hundert Jahre einmal erscheinen und sich offenbaren dürften.

Viele hundert Jahre waren seitdem verflossen. Das Klima war rauher geworden, große Gletscher hatten sich

Digitized by Google

gebildet und waren vorgerückt über die kahlen schroffen Wände hinaus und hatten die hintersten Tälchen ausgefüllt. Die drei Dörfer waren verschwunden und hatten großen, schönen Alpen Platz gemacht. Ab und zu stießen die Hirten auf Spuren gepflasterter Dorfstraßen, und hier und dort will man Hufeisen, Fensterrahmen und Mauersteine gefunden haben.

Da wanderte einst ein Senne von der Meidenalp spät abends talcinwärts. Er hatte im Rhonetal unten für eine kranke Kuh Arznei geholt. In langen Schritten eilte er dem brausenden Talwasser entlang, und als er ins Pfaffenholz kam, mochte es gegen Mitternacht rücken. Die strenge Wanderung hatte seinen Gaumen getrocknet, und so bückte er sich zum nächsten Bächlein, das durch eine Runse floß und löschte den Durst. Als er sich wieder erhob, stand ein Mann vor ihm in altväterischer Kleidung, in Kniehosen und dem Dreispitz auf dem Kopf und redete ihn an: „Ich bin einer der drei Dorfpräsidenten, die vor vielen hundert Jahren die Gemeinden im Tale betrogen haben. Wir haben die Strafe dafür erhalten und müssen umgehen bis wir erlöst werden. Heute sind abermals hundert Jahre verflossen, und daher darf ich mich offenbaren. Sei doch so gut und erlöse uns!"

Der Senne hörte atemlos zu, besann sich auf die drei Dörfer, die früher einmal im Talgrund gestanden und auf die drei spitzbübischen Gewaltshaber, und da er ein gutes Herz hatte, sagte er, er sei bereit, sie zu erlösen. Was er tun solle. „Komm morgen um Mitternacht, und die zwei folgenden Nächte ebenfalls, zur Vollenbrücke und warte auf uns. Dreimal nacheinander, immer um dieselbe Zeit, werden wir dir erscheinen, und wenn du stand hältst und keinen Schritt zurückweichst, so wirst du uns erlösen, und

Digitized by Google

wir werden dir den Schatz zeigen, den wir gestohlen haben. Hier im Pfaffenholz liegen drei Fässer mit Gold vergraben; das erste Faß, und das ist das größte, darfst du behalten, das zweite wirst du der Kirche geben und den Inhalt des dritten an die Armen austeilen!"

Nach diesen Worten verschwand der Geist. Der Senne setzte den Heimweg fort, und fast gereute es ihn, sein Wort verpfändet zu haben. Doch als er am Morgen erwachte und sich ankleidete, da mußte er an die Goldschätze denken, die ihm der Geist versprochen. Bald darauf wurde ihm gemeldet, daß seine beiden Schafe in einer Steinlawine umgekommen seien. Nun konnte er das Geld doppelt gebrauchen, und so setzte er sich in den Kopf, zur verabredeten Stunde an dem bezeichneten Orte zu erscheinen und den Preis zu verdienen. Mit dem vielen Geld konnte er die Alp kaufen samt dem ganzen Viehstand, und dann mußte er auch Präsident werden.

Als es gegen Mitternacht rückte, machte er sich auf den Weg, ohne Stock und ohne Hut und langte kurz vor der bezeichneten Zeit bei der Vollenbrücke an. Unter ihm rauschte und gurgelte das Wasser; er glaubte das Rollen der Steine im Flußbett noch nie so deutlich gehört zu haben. Der Himmel war mit Wolken verhängt, und hier und dort blitzte ein Sternchen durch die finstere Wolkenwand. Er brauchte nicht lange zu warten. Plötzlich flammte es im Walde auf. Die drei Geister erschienen auf kohlschwarzen Pferden, die sie als armsdicke Schlangen umwickelt hielten, spieen Gift und Galle, und die Tiere bäumten sich und schnoben Feuer. Der Senne klammerte sich, des schrecklichen Anblickes ungewohnt, an der Brückenlatte fest und hielt stand, obschon ihm das Herz vor Angst pochte. Er fürchtete, von den Pferden zertreten und von den

Digitized by Google

Schlangen getötet zu werden, aber drei Schritte vor ihm bäumten sich die Pferde, schwenkten ab und verschwanden. Der Senne konnte sich lange nicht zurecht finden, so großen Eindruck hatte ihm die Erscheinung gemacht, dann steckte er die Hände in die Hosentaschen und ging nach Hause.

In der zweiten Nacht erschien er wieder bei der Brücke. Diesmal hatte er schon weniger Furcht, denn er hatte gesehen, daß ihm kein Leid geschehen konnte, wenn er nur recht standhaft blieb. Auf einmal dröhnte der Boden, und wiederum kamen die Rappen dahergesaust. Statt der Schlangen ritten drei Bären auf den Pferden, die den Rachen aufsperrten, nach ihm fletschten und mit den Klauen dräuten. Der Senne zitterte an Armen und Beinen, und die Haare sträubten sich, aber er wich keinen Zoll breit zurück, und als die Geister wie gestern Nacht zur Seite abbogen, atmete er auf und trat den Heimweg an.

Jetzt noch eine Nacht, und dann war er der reichste Mann der ganzen Talschaft und bald auch Präsident. Um sich ja nicht zu verspäten, ging er schon früh zu der Brücke. Am Himmel zogen schwarze Wolken herauf, Blitze zuckten, und ein Gewitter rückte näher und näher. Ein kalter Wind setzte ein und ihn schauderte. Die Geister kamen nicht, und schon glaubte er genarrt zu sein, als auf einmal der Blitz dicht neben ihm einschlug und ein heftiger Donnerknall ertönte, der ihn ganz betäubte. Im gleichen Moment erbebte der Boden, als ob eine Schwadron auf ihn angeritten käme. In sausendem Galopp und mit gezückten Flammschwertern fuhren drei pechschwarze Reiter auf ihn los. Sie schwangen die Schwerter und stachen gegen ihn. Da ließ er die Latte fahren und lief taleinwärts, so schnell ihn die Füße trugen. Seine Beine waren bleischwer, und doch sauste er dahin; ganz dicht hinter ihm folgten die

Digitized by Google

feurigen Reiter, und nun verging ihm der Atem, und bei der nächsten Wegbiegung fiel er ohnmächtig zu Boden. Er hörte den Fluch nicht, den die Reiter ausstießen.

Als er am Morgen erwachte, lag er auf dem Düngerhaufen neben seiner Hütte. Ja neben seiner Hütte! Die stand nicht mehr. Er sah nur schwelende Trümmer. Der Blitz hatte in der Nacht sein Haus entzündet und ihm seine zwei Kühe erschlagen. Er war auf einmal ein bettelarmer Mensch geworden. Da war für ihn im Tale keines Bleibens mehr. Er schämte und grämte sich, so feige davongelaufen zu sein, grad in dem Moment, wo er ein steinreicher Mann hätte werden können. Noch jahrelang soll er in der Gegend herumgebettelt haben und dann spurlos verschwunden sein.

Digitized by Google

Der böse Senne.

Im Nanzertal oben ist eine kleine, aber schöne Alp, die heute noch zu den besten des Vispertales zählt. Dort lebten der Senne und der Hirte den Sommer über in derselben Hütte. Der Hirte war ein anständiger Bursche von guten Sitten, der Senne aber ein gottloser, arbeitsscheuer Mensch, der den Buben auslachte, wenn er sein Gebet sprechen wollte, und ihn den ganzen Tag herumjagte. Just weil er einsah, daß der Bub mehr taugte als er, mochte er ihn nicht leiden, und wenn er ihm etwas aufmutzen und ihn über die Zeit hinaus mit Arbeit quälen konnte, so war es ihm grad recht. Als sie Ende Juli von der untern Staffel, die völlig abgeweidet war, in die obere hinaufstiegen, legte der Senne vorher den Melkstuhl auf den Tisch und tat nachher, als ob er ihn unten vergessen hätte. Als die Hütte in der obern Staffel wohnlich eingerichtet, das Wasser in den Brunnentrog geleitet war, und der Hirte sich todmüde auf das Bett legen wollte, befahl ihm der Senne, in die untere Staffel hinabzusteigen und den Melkstuhl heraufzuholen. Es war in später Abendstunde, und der Bub fürchtete sich, doch er mußte gehorchen.

„Noch diese Nacht gehst du — oder," und er wies ihm drohend die Faust.

Der Bub erhob sich wieder vom Strohsack, glitt ohne ein Wort zu sagen, zur Türe hinaus und stapfte die Alp hinunter auf die unteren Hütten zu, wo er eine halbe Stunde später anlangte. Er suchte den Melkstuhl und fand

Digitized by Google

ihn auf dem Tisch in der Stube, und da es nun stockfinster war, wagte er es nicht mehr, wieder umzukehren und auf die obere Alp zu steigen. Er dachte, er könne hier eben so gut schlafen, wie in der höheren Staffel, und dann werde er schon sorgen, daß er am Morgen zeitig oben sei. Er ordnete das Stroh auf dem Lager und legte sich schlafen. Er hatte noch nicht lange geschlummert, als die Türe mit einem heftigen Ruck aufflog, so daß er erwachte und sah, wie eine ganze Schar von Sennen und Sennerinnen hereintrat. Alle waren altmodisch gekleidet, die Männer in Kniehosen und Schwalbenschwänzen, die Sennerinnen in kurzen, bunten Röcken, Ellbogenärmeln und dem hohen steifen Walliserhut. Sie schalteten und walteten, als ob sie hier zu Hause wären, fachten die Glut an, setzten den Kessel über das Feuer, trugen in Eimern Milch herein, als ob sie die im Stalle draußen gemolken hätten, kochten die Milch und trafen die Vorbereitungen zum Käsen. Auf einmal brachten ihrer zwei eine Kuh herein, die sie schlachteten, stückweise in den Kessel warfen und sotten. „Die arme Graui," murmelte der Hirte, denn er hatte das Tier sofort erkannt, und es wurde ihm unheimlich. Als nun eine der sonderbaren Gestalten an sein Bett herantrat und ihn fragte, ob er nicht auch zu trinken begehre, wurde ihm ganz übel vor Schreck, und der kalte Angstschweiß floß ihm über die Stirne. Er schüttelte den Kopf und glotzte den Mann voller Entsetzen an. Aber der Geist sagte, er müsse trinken, wolle er nun oder wolle er nicht. — Was er vorziehe, vergorene, verfluchte oder rechte Milch. Da sagte er ganz leise: „So gebt mir rechte Milch," denn er besann sich, heute abend nichts Warmes genossen zu haben. Da setzte ihm der Mann eine hölzerne Schale vor, die er in einem Zug austrank. Die Milch schmeckte honigsüß und

Digitized by Google

gab ihm Kraft und Mut, und nun fühlte er sich munter und tapfer, und das Treiben der sonderbaren, nächtlichen Gesellschaft interessierte ihn.

Da näherte sich wieder einer dem Bette mit einem Stück gekochten, tropfenden Fleisches, das er eben aus dem Kessel gezogen und streckte es ihm hin. Der Hirte dachte, wenn gefressen werden müsse, so mache er auch mit und schnitt sich ein Stücklein davon ab. Doch an diese feste Kost war er nicht gewöhnt, und das Fleisch schmeckte ihm weniger gut, als die Milch, obwohl gar herrliche Düfte aus dem Kessel stiegen.

Als die Kuh verzehrt war, wurden die Knochen in die Haut geworfen, diese zusammengebündelt und hinausgetragen, und nun begann die Gesellschaft zu den Tönen einer Fiedel zu tanzen und mit silberheller Stimme zu singen, so daß dem Hirten ganz wohl ums Herz wurde und er das schreckliche seiner Lage vergaß. So schöne Lieder hatte er noch nie gehört; da waren Stimmen dabei, die voller und weicher klangen, als die des Lehrers und des Pfarrers und all der Chorsänger in der Dorfkirche unten. Auf einmal trat die ganze Sängerschar vor sein Bett, und eine der lustigsten Sennerinnen fragte ihn, ob ihm das Singen gefalle. Der Bub, der sich längst erhoben, sagte ganz freudig gestimmt: „Ja, ja, gar sehr!"

Ob er es auch lernen möchte.

„Ja, ja!" — Da verschwand der ganze Spuck.

Die Hütte war wieder leer wie zuvor, Kessel und Milchgeschirr hingen an ihrem Platz an der Wand, und durch das Fenster blickte der grauende Morgen. Der Bub dachte, er habe geträumt, da er keine Spur von dem sehen konnte, was sich kurz vorher hier zugetragen; der Kessel glänzte so hell, als ob er ihn erst geputzt hätte, und auf dem

Digitized by Google

Boden war kein Tröpflein Waſſer und kein Tröpflein Milch verſchüttet. Er ergriff den Melkſtuhl und ſchritt bergan zur obern Staffel. Dort lag der Senne noch im tiefen Schlafe. Er ſchaute zurück, und als die erſten Sonnenſtrahlen die Bergſpitzen trafen, die Schneefelder aufleuchteten und von dem würzigen, ſtark betauten Alpkraut ein ſüßer Duft aufſtieg, da wurde ihm weich und wohlig ums Herz, daß er ſingen mußte. Und er ſang, ſchöner als Bergfink und Amſel, und ſeine glockenreine Stimme ſchmetterte, daß der Senne erwachte, den Kopf zur Türe hinausſtreckte, und gar verwundert fragte, wer ihn ſo ſchön ſingen gelehrt habe. Da trat der Hirte in die Hütte, ſtellte den Melkſtuhl auf den Boden, ſetzte ſich drauf und erzählte mit leuchtenden Augen, was er in der Nacht alles geſehen und gehört, und wie man ihn das Singen gelehrt habe. Zuerſt habe er geglaubt, er hätte das nur geträumt, aber jetzt ſei er ſicher, das alles erlebt zu haben. — Dann ging er zur Herde, und beim Melken bemerkte er eine Kuh, die hinkte; das war die Graui, die man in der Nacht getötet und verzehrt. Es fehlte ihr juſt das Stücklein Fleiſch, das er gegeſſen, und nun war er froh, nicht mehr genoſſen zu haben, denn um ſo ſchneller mußte die Wunde heilen. Er kraute ihr am Hals. Und nun fing er wieder an zu jodeln und zu jubilieren, daß der Senne mit offenem Munde lauſchen mußte und ihn die Eiferſucht packte. Warum ſollte er nicht eben ſo ſchön, vielleicht noch ſchöner ſingen lernen! Er brauchte ſich ja nur in die untere Staffel zu begeben und dort eine Nacht zuzubringen. — Grad dieſe Nacht ſchon wollte er es probieren.

Als der Hirte zur Ruhe gegangen war, ſchloß der Senne die Türe leiſe auf und ſtapfte in die Staffel hinunter.

Digitized by Google

Von dort ist er nie mehr zurückgekehrt. Lange hat man ihn gesucht, aber nirgends gefunden. Nur einmal sah man Kleiderfetzen an einem struppigen Fichtenast, und fand in der Nähe den zerknüllten Hut, und des Nachts hörte man während vielen Jahren ein gräßliches Gejammer und Stöhnen, wie wenn einer mit Ruten gepeitscht und schrecklich zugerichtet würde.

Digitized by Google

Der Arme und die elf Reichen.

Die Lötschtaler Bürgerschaft in Ferden bestand in alter Zeit aus zwölf Familien, elf reichen Grundbesitzern und einem armen Schuldenbäuerlein. Die Reichen ärgerten sich über den einzigen Armen, meinten, er gereiche ihrer Gemeinde zur Schande und hätten ihn deshalb gerne vertrieben. Er wohnte in einer alten, lotterigen Hütte am Ende des Dorfes, die nur durch ein paar dicke, eichene Balken und die schweren Steine auf dem Dache zusammengehalten wurde. Wenn sein Weg ihn durch das Dorf führte, mußte er allerlei Spottreden hören und Prügel und Steine gewärtigen, so daß er lieber den schmalen Fußweg einschlug, der hinter dem Dorfe durch in die Talstraße führte. Da er noch gar nicht alt war, eine Frau und Kinder besaß, so war die Aussicht, daß die arme Familie einmal aussterben könnte, gering, und deshalb beschlossen die Reichen, ihm so lange zuzusetzen, bis er das Dorf verlasse und sich anderswo ansiedle.

Eines Abends zogen sie hinaus vor seine Hütte, lasen faustgroße Steine zusammen und schlugen ihm damit die Butzenscheiben ein. Der Arme ließ sie gewähren und tat, als ob ihn das wenig kümmere. Er sammelte am Morgen die Glasscherben, hackte und zerrieb sie zu feinen winzigen Stückchen, stopfte damit einen Sack voll und lud ihn auf den Rücken. Er gedachte damit ins Rhonetal hinunter zu wandern und den Inhalt auf gut Glück zu verkaufen. Er zog mit der schweren Bürde zum Tal hinaus und kehrte

Digitized by Google

gegen Abend in einem Wirtshaus ein. Er bestellte ein Nachtessen und ein Bett und fragte die Leute, ob er den Sack nicht ins Zimmer nehmen und unter das Bett stellen dürfe, denn er berge die größten Kostbarkeiten. Die Wirtsleute hatten nichts dagegen einzuwenden und halfen ihm den Sack hineintragen und unter das Bett legen. Als der Wirt den Sack befühlte und die Augen neugierig öffnete, sagte der Lötschtaler mit wichtiger Miene und Gebärde, er sei gewogen, denn man sei vor Dieben nie sicher, und da würde er schon am Gewicht merken, wenn ihm das Geringste gestohlen würde.

In der Wirtsstube hielten bald darauf der Wirt und die Wirtin eine Beratung, in der sie einig wurden, hinauf ins Zimmer des Gastes zu gehen und ein bischen in den Sack zu gucken und zu sehen, was denn der für sonderbare Kostbarkeiten enthalte.

Als sie glaubten, der Gast schlafe und es sei nun Zeit, öffneten sie leise die Türe zum Schlafzimmer, zogen den Sack unter dem Bett hervor und öffneten ihn, und da gerade ein Strahl des hellsten Mondlichtes durchs Fenster fiel, glitzerte es im Sack, wie wenn lauter Diamanten und Edelsteine drin wären. Da der Besitzer gegen die Wand gedreht schlief wie ein Murmeltier, guckten sie einander nur verständnisvoll an, hoben den Sack an beiden Enden, trugen ihn hinunter in die Stube, schütteten die köstlichen Edelsteine sorgsam in einen Scheffel, der gestrichen voll wurde, und ersetzten das gestohlene Gut mit so viel Goldstücken, daß das Gewicht genau wieder hergestellt war. Dann wurde der Sack wieder hinaufgetragen und unter das Bett geschoben. Lange, lange konnten sie nicht einschlafen vor Freude, einen so guten Tausch gemacht zu haben. Erst gegen Morgen verfielen sie in einen tiefen Schlaf, so daß

Digitized by Google

sie über die Stunde hinausschnarchten, in der sie gewöhnlich aufzustehen pflegten.

Der arme Lötschtaler wachte am Morgen früh auf und griff, sobald er angekleidet war, nach seinem Sack. Als er aber öffnete und hineinsah, stampfte er vor Freude auf den Boden und hätte damit beinahe die Wirtsleute geweckt, denn statt der Glaskörner schimmerten ihm die schönsten Goldstücke entgegen. Er war mit dem Tausch ebenfalls zufrieden und machte sich eilig davon, aus Angst, die Wirtsleute könnten den Irrtum gewahr werden und ihren Tausch bereuen.

Als er wieder zu Hause war, versteckte er das viele Geld im Strohsack und ließ die Fenster nach der neuesten Mode wieder einrichten und die Rahmen hellgrün anstreichen, so daß seine Hütte einen fast vornehmen Eindruck machte.

Die elf Reichen waren recht erstaunt ob der Veränderung und fragten ihn aus, wo er das viele Geld geholt habe. Da erzählte er ohne Umschweife, wie er die Glasscherben zu Markte getragen und dafür lauter Goldstücke erhandelt habe. „Ja, wäre der Sack voll gewesen, so hätte ich ihn mit Dukaten gefüllt zurückgebracht!“ Dann drehte er ihnen den Rücken, pfiff ein Liedlein und verschwand im Stall. Die elf Reichen aber eilten nach Hause, schlugen alle Fenster in Trümmer, sammelten die Glassplitter sorgfältig und zogen am nächsten Morgen damit zu Markte. Jeder trug eine Kraxe am Rücken, worauf ein großer Sack voll der Glasstücke lag, und so wanderten sie zu zwei, wenn es der schmale Weg erlaubte, sonst aber der eine hinter dem andern, talauswärts. Und sie hatten solche Eile, den wertlosen Inhalt ihres Sackes in Goldstücke umzutauschen, daß sie sogar das Schwatzen vergaßen.

Digitized by Google

Auf dem Markte wurden sie öfters gefragt, was für Waren denn in den Säcken steckten, und als sie sagten Glasscherben, von den schönsten, die man sehen könne, da hielt man sie für Dummköpfe, wies mit den Fingern auf sie, lachte ihnen grob ins Gesicht, und sie mußten sich manchen bittern Spott gefallen lassen. Kein Einziger fand einen Abnehmer für seine Scherben, und da wurden sie mißmutig, warfen die Säcke samt dem klirrenden Inhalt in die Rhone und trollten sich wieder nach Hause.

Unterwegs waren sie überein gekommen, sich an dem Armen zu rächen. Sie zogen, wieder in Ferden angelangt, schnurstracks zu seinem Häuschen, öffneten den Stall und erschlugen ihm seine einzige Kuh. Während sein Weib jammerte, tat der arme Mann wiederum, als ob ihm diese Schlechtigkeit auch gar nicht zu Herzen ginge. Keinen Moment war er unschlüssig, was er tun solle. Er zog dem Tier die Haut ab, trällerte ein Liedlein dazu, wickelte sie zu einem Bündel und belud sich damit. Auf den Markt wollte er sie tragen und verkaufen. Hatte man ihm die Glassplitter an Goldstücke umgetauscht, so mußte die Kuhhaut auch etwas Rechtes gelten.

Als er durch den Wald schritt, prasselte der Regen nieder, so daß er unter den Aesten einer Tanne Schutz suchen mußte. Als der Regen nachließ, war es so finster, daß es nicht ratsam war, noch weiter zu wandern. Er wollte sich eben am Fuß des Baumes das Nest zurecht machen und sich mit der Haut zudecken, als er Stimmen hörte, die sich zu nähern schienen. Schnell wustelte er die Haut unter den Arm und kletterte, so flink es ging, in den Wipfel des Baumes hinauf. Jetzt erschienen zwei Räuber, die durch den Wald zogen, und da der Regen wieder in dichten Schauern niederfiel, steuerten sie auf die große Tanne zu,

Digitized by Google

in deren Zweigen der Mann mit der Kuhhaut sich versteckt hielt, und sie machten aus, die Nacht unter dem Baume zuzubringen. Sie zündeten ein Licht an, öffneten einen Sack und zählten das gestohlene Geld. Das schimmerte durch die Aeste hinauf bis zu dem armen Bäuerlein, das sich mäuschenstill verhielt und dem Schauspiel eine Weile zusah. Da fuhr ihm ein guter Gedanke durch den Kopf. Er ließ die Kuhhaut fahren, so daß sie polternd durch das Geäste schoß und einem der Räuber den Hut wegriß. Die beiden erschraken, stoben entsetzt davon und ließen das Geld zurück. Der Arme, dessen List geglückt, stieg eilig herunter, vertauschte die Haut mit dem Geldsack und wanderte denselben Weg zurück nach Hause. Jetzt hatte er auf dem Markt nichts mehr zu tun.

„Sieh, Kathrin," sagte er zur Frau, als er guten Abend wünschte, „sieh, was ich heimbringe!" und er schüttete das Geld auf den Tisch, so daß die Taler zu Boden rollten. „Hätten wir jetzt Heu, die Kühe sollten bald zur Stelle sein!"

Da erwiderte die Frau: „Geh du nur auf den Markt und kauf die Kühe, das Heu will ich schon besorgen!"

„Hast recht, Kathrin," sagte er und legte sich zu Bette.

Am Morgen, als es kaum tagte, ging er, unbemerkt von den Nachbarn, zum Tal hinaus und kaufte die zwei schönsten Kühe, die man in Lötschen je gesehen. Als sie im Stalle standen, ließ er die Türe weit offen, damit die Nachbarn die Tiere hören und sehen konnten. Bald standen auch die elf Reichen davor, rissen die Augen auf und bewunderten die schönen, glatten Kühe. Sie fragten ihn, wie er das nur angestellt habe, und da erzählte er: „Ei, ganz einfach! Die Kuh habt ihr mir erschlagen, und dafür bin ich euch Dank schuldig. Ich habe ihr das Fell abgezogen und auf den Markt getragen und gegen die zwei Evolenerkühe

Digitized by Google

eingetauscht. Statt eines alten häßlichen Zweihörners habe ich jetzt zwei prächtige junge Tiere, wie ihr keine habt in euren Ställen!“

Da wandten sie sich mit nachdenklichen Gesichtern ab, und als der eine seinem Stall zueilte und seine zwei Kühe totschlug, wollten die andern nicht zurückbleiben, taten dasselbe, zogen den erschlagenen Tieren die Haut vom Leibe und trugen sie zu Markte. Wiederum schlängelte sich ein Züglein von elf Mann mit hoch beladenem Räf bergab. Im Marktflecken wollte ihnen niemand so viel geben, als sie verlangten. Was man ihnen anbot, reichte kaum hin für eine Ziege, und sie sahen wohl ein, daß der Arme sie wieder geprellt und zum Narren gehalten. Da steckten sie auf dem Heimweg die Köpfe zusammen und berieten, was sie dem Schuft wohl antun könnten, und da kamen sie überein, ihm seine Frau zu töten.

Was sie beschlossen, führten sie ohne Erbarmen aus.

Als der Vielgeplagte am nächsten Tage von der Alp herunterstieg, wohin er seine zwei schönen Kühe geführt, lag seine Frau tot am Boden. Er brauchte nicht lange zu fragen, wer der Täter sei. Er jammerte nicht und vergoß auch keine Tränen, ballte nur die Faust, ging hinaus neben den Stall und zimmerte einen Kasten mit einem soliden Deckel, legte die Frau hinein, verschloß den Deckel sorgfältig und trug die Last zu Markte. Was er damit anstellen wollte, wußte er noch nicht, aber er dachte, irgend eine gute Idee werde ihm unterwegs schon einfallen. Die Reichen schauten ihm lange nach, als er von zu Hause fortging, und konnten sich nicht ausdenken, was jetzt das zu bedeuten habe.

Auf dem Markte erregte der Lötscher mit dem großen neuen Kasten Aufsehen. Die Leute umringten ihn und

Digitized by Google

fragten, was denn der Kasten enthalte. Der Lötscher tat sehr geheimnisvoll und sagte, eigentlich sollte er es nicht sagen, aber nur um das Fragen los zu werden, wolle er ihnen so viel verraten, daß er das Liebste drin habe, das er je besessen, und weil er fürchte, es könnte ihm gestohlen werden, lasse er es nicht aus den Augen und trage es mit, wohin er gehe.

Wie viel er denn für den Kasten verlange?

„Ohne zu öffnen 500 Kronen," erwiderte er trocken und ohne aufzublicken.

Man bot ihm die Hälfte und da wurde der Handel abgeschlossen. Mit dem Erlös machte er sich auf den Heimweg. Zu Hause setzte er sich auf ein Bänklein und zählte das Geld nach. Er ließ die Taler etwas hart aufeinander fallen, so daß es einen starken, hellen Klang gab. Angelockt von den metallenen Tönen schlurften die elf Neider herbei, wurden grün und blau im Gesicht, als sie die blanken Silberstücke sahen und fragten ihn abermals, wie er zu dem vielen Gelde gekommen sei. Da verkniff er die Augen und sagte: „Ihr habt mir mein Weib erschlagen, Diebe und Mörder seid ihr, aber es hat sich doch alles zum Guten gewendet. Ich habe die Tote zu Markte getragen, denn unten im Tale, da reißt man sich um die Weiber, und wenn sie tot sind, so gelten sie noch viel mehr. Ich habe sie für 250 Kronen verkauft, und wäre sie so schön gewesen wie eure Frauen, hätte sie das Doppelte gegolten!"

Kaum war er zu Ende mit der Rede, stoben sie davon. Jeder eilte heim und schlug seine Frau mit der Axt tot. Dann kamen sie wieder, um das Maß der Kiste zu nehmen, zimmerten dann ebenfalls solche Kasten und zogen am folgenden Tag, wieder alle elf zu einem Züglein vereint,

Digitized by Google

den Talweg abwärts, und das waren elf große Rechtecke, die auf zwei kleinen Beinchen hin und her wackelten. Sie vergaßen aber den Deckel zu schließen, und als sie auf dem Markte die Kisten nebeneinander in eine Reihe stellten und auf die Käufer warteten, da kam die Polizei und fragte, was dieser Aufzug zu bedeuten habe. Sie gestanden ganz freimütig, in den Kästen lägen ihre Frauen, sie hätten sie erschlagen und stellten sie hier zur Schau aus, aber es sei doch sonderbar, bis jetzt habe sich noch kein Käufer gemeldet und wenn sie Lust hätten, sie gäben sie ganz billig.

„Schufte, Diebe und Mörder seit ihr, und dazu noch Spitzbuben," schrie die Polizei, packte die elf entsetzten Lötschtaler, band ihnen die Hände und führte sie in den Turm.

Einige Tage drauf wurden sie alle auf demselben Platze hingerichtet. Der arme Mann in Ferden erbte nun das gesamte Gemeindegut und wurde ein steinreicher Grundbesitzer.

Digitized by Google

Das Drachengold.

Es war zur Winterszeit. Der Schnee lag meterhoch um die Hütten und hing sich im Walde an die untersten Aeste. Ein Bürger von Jeizenen stieg mit dem Schlitten auf die Alp, um Holz zu holen. Auf dem Rückweg sauste das schwerbeladene Gefährt über die jähe Halde in vollem Lauf, dann hinein in den Wald, und nun vermochte es der Bauer nicht mehr zu bremsen. Der Schlitten flog zwischen den Stämmen durch und stürzte in einen tiefen, tiefen Spalt, der aber halb mit Schnee angefüllt war, so daß der Bauer keinen Schaden nahm. Als er sich vom ersten Schreck erholt, verfiel er gleich in den zweiten, denn er sah, daß es über die glatten, steilen Wände kein Entrinnen gab. Er stapfte der Klamm entlang, sah aber überall dieselben turmhohen Felsenmauern, über die hinauf die flinkste Gemse nicht gekommen wäre. Nach einer langen, mühevollen Schneewaterei kam er ans Ende des Krachens, der in einen finstern Gang ausmündete, worin er einen glänzenden Schein gewahrte, auf den er lossteuerte. Als er näher kam, erschrak er von neuem. An die Wand geschmiegt, hauste ein häßlicher Drache, der seine glühenden Augen auf ihn richtete und mit der lang hervorgestreckten Zunge die Flüssigkeit, die von den Wänden niederträufelte, begierig aufleckte. Die spitzen Krallen der Füße hackte er im Gestein fest, und mit der Schwanzspitze stützte er sich auf den Boden.

Digitized by Google

Der Bauer dachte, wenn ihn das Ungeheuer fressen wolle, so könne es ihn überall packen, bleibe er hier oder verstecke er sich irgendwo in der Schlucht, drum blieb er stehen und schaute eine Weile zu. Da das Untier keine Miene machte, ihn zu töten, und er Hunger und Durst verspürte, hielt er den Mund auch an die Wand und begann die gelblich rote, klebrige Flüssigkeit, die über das Gestein sickerte, abzulecken. Das schmeckte süß, wie wilder Bienenhonig und sättigte ihn gut. Er setzte sich nach der Mahlzeit auf den Boden und schlief bald ein. Als er erwachte, war der Drache immer noch da und tat, als ob er ihn gar nicht bemerkte. In der Höhle war es warm, wie zu Hause in der Stube; er sammelte die dürren Gräser und Zweiglein, die überall herumlagen und richtete sich ein Bett zurecht. Zum Frühstück leckte er wieder an der Wand, dann ging er hinaus, um nochmals nach einem Aufstieg zu spähen, aber totmüde kehrte er zur Höhle zurück; das Suchen war umsonst gewesen, er mußte hier bleiben, denn an ein Entweichen aus dem Krachen war nicht mehr zu denken. So hauste er nun Tage, Wochen und Monate mit dem Drachen in der Höhle, und er machte sich mit dem Gedanken vertraut, den Rest seines Lebens hier abbüßen zu müssen.

Da geschah eines Tages etwas, das ihn in maßloses Erstaunen versetzte. Der Drache, der seine Höhle nie verlassen hatte, immer zusammengekauert am Boden schlief oder ausgestreckt wie ein Lindwurm an der Wand saugte, kroch langsam aus der Spalte, reckte und schüttelte die gezackten Flügel, daß es aufflammte wie ein Höhenfeuer, schlug ein paar Mal mit den Fängen auf und nieder und schwang sich in die Lüfte. Der Bauer sah dem Drachen nach, bis er verschwunden war, dann fühlte er sich so

Digitized by Google

trostlos einsam, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Jetzt fühlte er sich erst recht allein in der finstern Schlucht; das einzige Lebewesen, und wenn es auch ein Ungeheuer war, hatte ihn verlassen, und er raufte sich die Haare und schlug mit den Fäusten an die Wand. Und jetzt sah er erst ein, wie dumm er gewesen. Er hätte sich an den Schwanz des Tieres anklammern sollen und auf den Rand der Schlucht hinauftragen lassen, dann wäre er gerettet gewesen. Jetzt war ihm jede Aussicht auf Rettung genommen. Er hoffte zwar immer noch, der Drache werde zurückkehren; den ganzen Abend und die ganze Nacht schaute er in den schmalen Streifen des Himmels hinauf, und sein Herz hüpfte jedesmal vor Freude, wenn er das Rauschen des Höhlengefährten zu hören glaubte.

Gegen Morgen verdunkelte sich die Spalte oben, der Drache schoß durch die Luft und schwebte sachte hernieder. Er rollte sich in der Höhle zusammen, schloß die Augen, und am nächsten Tag hing er wieder an der Wand und leckte die Flüssigkeit ab.

So verstrich wiederum eine lange, lange Zeit, und der Bauer wartete vergeblich auf den Moment, wo das Drachentier wieder auffliegen würde. Da kam der ersehnte Tag der Rettung. Der Drache kroch aus der Höhle, schüttelte die Fittiche, sperrte den Rachen auf, so daß kleine Wölklein hervorquollen und machte sich zum Fluge bereit. Diesmal wollte der Bauer die Gelegenheit nicht versäumen. Er setzte sich rittlings in einen der kreisrunden Schweifringel, wo er sich sicher fühlte, wie in einem Sattel, klammerte sich an den Zacken des Schwanzrückens fest und flog mit dem Tiere auf. Ganz sachte schwebte es den Wänden entlang hinauf, flog höher und höher und setzte ihn im Walde ab. Der Bauer konnte sich kaum fassen vor Freude. Wie aus

Digitized by Google

langer Gefängnishaft befreit, kam er sich vor. Im Sommerschmuck prangte der Wald, die Tannäste hatten lichthelle, frische Triebspitzen, zwischen den Stämmen wuchs würziges Waldkraut. Er machte sich auf den Heimweg.

Die Seinigen schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, als er über die Schwelle trat und flohen ihn, denn sie glaubten, ein Waldgespenst vor sich zu sehen. Er aber grüßte freundlich, und nun erkannten sie den Totgeglaubten an der Stimme. Er erzählte seine Leidensgeschichte und befahl dem Sohn, mit dem Schlitten zu dem Rand der Schlucht zu fahren und die Drachenkegel zusammenzulesen, da es pures Gold sei. Dann fuhr er mit den Händen in die Taschen, aber sie waren leer. Er hatte in der Höhle die Golddrecke zu kleinen Bergen zusammengehäuft, um dann einige mitzunehmen, wenn der Tag der Rettung heranbrechen sollte, aber in der Aufregung hatte er es vergessen. Er wollte auch mit dem Sohne fahren, aber er fühlte sich plötzlich unwohl. Er hatte Käse und Brot gegessen und ein Kännchen Wein dazu getrunken, und das mußte er alles wieder erbrechen. Er mußte sich zu Bette legen und durfte nichts zu sich nehmen, denn der Magen wollte es nicht ertragen. Dort fühlte er auch einen schweren Druck, und dieser Druck im Leibe wich nicht. Es hungerte ihn stets, und doch konnte er nichts essen, so daß er Hungers sterben mußte.

Als er nach seinem Tode aufgeschnitten wurde, wie er es vorher gewünscht hatte, fand man in seinem Magen einen Klumpen Gold von sieben Pfund Schwere. Sieben Jahre hatte der Bauer in der Höhle zugebracht, und sieben Pfund Gold hatten sich in seinem Magen angehäuft.

Der Sohn brachte die gleißenden Kegel, die der Drache auf dem Höhlenrand hatte fallen lassen, auf dem Schlitten

Digitized by Google

nach Hause, und von dem Edelmetalle, das ihn zum reichsten Manne weit und breit machte, schenkte er der Gemeinde so viel, daß sie hundertundzwanzig goldene Becher und zwölf goldene Kelche für die Kirche gießen konnte. Dann blieb immer noch ein schöner Rest, der zu Tötzli oder viereckigen Klümpchen geformt wurde.

Als 1799 die Franzosen das Dorf heimsuchten, mußte die Gemeinde den ganzen Goldschatz herausgeben.

Digitized by Google

Der Zauberfelsen.

Drei Stunden oberhalb Spitzegg ragt ein kahler Felskopf aus dem Braun der Alpwiesen. Das ist der Klammsprung, von dem die Leute sagen, daß er sich am Weihnachtstage beim Glockenschlag der Mitternachtsstunde teile und demjenigen, der eintrete, die herrlichsten Schätze zeige, die er sich nur wünschen möge. Doch müsse man sich wohl merken, beim letzten Glockenschlag wieder draußen zu sein, um nicht vom Fels, der sich sofort wieder schließe, zerdrückt zu werden.

Der Spitzegger Klaus hatte schon in seiner Jugendzeit von diesem Felsen gehört, aber wenn er sich recht erinnerte, waren alle, die es versucht hatten hineinzukommen, auf sonderbare Weise dabei ums Leben gekommen. Klaus hatte diesen Felsen nie aus den Augen gelassen, und da sein ganzes Sinnen und Trachten darauf ausging, möglichst rasch reich zu werden, nahm er sich vor, bei der nächsten Christmesse sein Glück zu versuchen.

Als Weihnachten heranrückte, lag der Schnee schon seit Monaten haushoch in den Gründen. Klaus holte den Bergstock und die Steigeisen hervor, machte sich am heiligen Abend bei Einbruch der Dunkelheit auf und stieg durch den hartgefrornen Schnee empor. „Man muß nur danach trachten, rechtzeitig wieder hinauszukommen, mit dem letzten Glockenschlag," murmelte er für sich, „und da will ich doch sehen, was denn da Schwieriges dabei sein soll!"

Kurz vor Mitternacht erreichte er weit über der Waldgrenze den sonderbaren, aus grauem Kalk sich aufbauenden

Digitized by Google

Felskopf, der im Sommer von den Hirten gemieden wurde, weil jede Kuh, die dort weidete, starb. Auch wuchs in den Runsen und Spalten die seltene, weiße Alpenrose in unzähligen Exemplaren, die aber niemand zu pflücken wagte, aus Furcht, in kurzer Frist sterben zu müssen.

Die Turmglocke im Dörfchen unten schlug zwölf Uhr. Hell klangen die vier Vorschläge durch die stille Winternacht, und ein heimliches Bangen beschlich den frierenden Mann. Sollte er nicht lieber umkehren! Aber da rauschte es schon über seinem Kopf wie vom mächtigen Flügelschlag eines Geiers, und ein unterirdisches Beben und Krachen setzte den Boden unter seinen Füßen ins Schwanken. Seine Haare sträubten sich, und durch den Leib lief ein leises Zittern. Doch sieh da! Der Berg hatte sich gespalten, weit geöffnet, und ein heller Schein leuchtete ihm entgegen. Da lagen vor ihm ausgebreitet die schönsten Schätze, wie sie nur ein Herz wünschen kann. Hohe Stöße seidener Hals- und Schnupftücher in prächtigen Farben fielen ihm besonders in die Augen. Er stürzte sich darauf und hatte im Nu die Taschen der Rockschöße gefüllt, und als er verschnaufen wollte, bemerkte er nebenan aufgetürmtes Silbergeschirr. Wie zu Hause die Holzscheite, lagen hier durcheinander silberne Messer, Gabeln und Löffel, Schaumkellen zum Abrahmen der Milch, Teller und Kannen, Hämmer und Nägel. Schnell leerte er die vollen Taschen und schob das klirrende Werkzeug hinein. Es war doch gut, daß er den Sonntagsrock mit den lang herabhängenden Schößen angezogen, in die er recht viel hineinstopfen konnte. Ihm schwindelte fast ob all dem Glanz und dem Reichtum. Der reichste Fürst Europas hätte sich hier als Bettler gefühlt. Plötzlich sah er aber einen goldenen Schimmer, der ihm das Blut in die Schläfen jagte. An den Silberberg

Digitized by Google

reihte sich ein Goldberg, so groß wie sein Haus im Dorf, aus lauter funkelnden Goldstücken bestehend. Blitzschnell fuhren seine Hände hinein, wühlten drin herum und fuhren dann ebenso schnell zu den Taschen, aber da war kein Platz mehr. Keuchend vor Hast schleuderte er die silbernen Löffel und Gabeln weg und füllte die wieder leer gewordenen Taschen mit Goldvögelchen. Die Schwere des Rockes zog ihn nach hinten, und er mußte eilen, denn schon vernahm man ein fürchterliches Krachen. Rasch noch eine Hand voll und noch eine, dann warf er sich gegen den Ausgang und schnellte sich mit einem Sprung, der seine Kräfte fast überstieg, in den Schnee hinaus. Es war die höchste Zeit gewesen. Der Fels war mit Donnerknall hinter ihm zugeklappt und hatte die im Sprung nach hinten geschlenkerten Rockflügel mit dem köstlichen Inhalt erfaßt und klapp, wie mit einer Scheere, weggeschnitten. Drei fürchterliche Schläge, dann war es totenstill. Der Fels starrte tot und kalt wie vorher gegen den Nachthimmel, und keine Spur deutete auf die sonderbare Szene. Wie Glühaugen leuchteten die Fenster der Dorfkirche herauf, in der jetzt die Mitternachtsmesse gelesen wurde.

Klaus wischte sich den Angstschweiß von der Stirne und trabte, wie von Gespenstern verfolgt, in rasendem Laufe bergab nach Hause. Mit zerschlagenen Gliedern sank er ins Bett und fieberte die ganze Nacht hindurch. Am Morgen waren seine Haare gebleicht, die Wangen totenblaß und der Atem ging schwer. Am Abend war er eine Leiche.

Digitized by Google

Die Gräfin am Schwarzsee.

In alter Zeit führte eine Verkehrsstraße von Mailand nach Brig, dann über den Beichgrat ins Lötschental, von hier über den Lötschenpaß, wo noch Pflasterungen zu sehen sind, nach Kandersteg. Die großen Gletscherfelder von Aletsch und Lötschen waren schöne Alpen und gehörten der jungen Gräfin, die in einem stolzen Schlosse am Schwarzsee wohnte und mehr Gold, Edelsteine und Juwelen besaß, als der reichste Fürst im Niederlande draußen. Die blitzblanken Fenster des marmornen Schlosses spiegelten sich in den Fluten des Sees, und wenn der Bergwind die Oberfläche kräuselte, benetzten die Wellen die schneeweiße Fassade, und die Gräfin hörte in ihren Gemächern das leise Anrauschen des Wassers. Hinter dem Schlosse dehnten sich Gärten mit Blumen, Büschen und Sträuchern, aus denen die herrlichsten Düfte stiegen.

Auf der Paßstraße verkehrten Leute aller Stände, Händler, Durchreisende, Säumer und vornehme Ritter mit ihrem Gefolge. Die junge Gräfin hatte Rehaugen, Wangen so rot wie Alpenrosenblüten, und lange braune Haare, die im Nacken in einen dicken Knoten geschürzt waren. Mancher vornehme Herr hatte schon um ihre Hand angehalten, aber ohne Erfolg. Sie zeigte keine Lust zu heiraten und schlug alle Bewerbungen in den Wind. Um Ruhe zu bekommen vor den Freiern, ließ sie alle Türen zum Schlosse bewachen und verlangte von jedem

Digitized by Google

Freier, daß er eine von den Nelken pflücke, die vor ihrem Fenster groß wie Rosen und in allen Farben blühten. Viele brave Edelleute versuchten in ihrem Wagemut die Fassade zu erklimmen und zu den Nelkenstöcken zu gelangen, aber alle glitschten an den glatten Quadern aus und fielen hinunter in den See, der keinen wiedergab.

Einst kehrte in dem Wirtshause neben dem Schlosse auch ein sogenannter Venediker, d. h. ein Edelmann aus Venedig, mit seinem Sohne ein. Der Sohn war groß und fest, lauter Kraft und Kühnheit, und ihm gefiel das Schloßfräulein so gut, als er sie am Fenster erblickte, daß er beschloß, um sie zu werben. Der Türhüter teilte ihm die Bedingung mit, die zu erfüllen war, und die reizte ihn nur noch mehr. Er hätte sich durch nichts abschrecken lassen, denn der Preis, der ihm winkte, war zu verlockend.

Der Vater, der von dem gefährlichen Vorhaben des Sohnes nichts wußte, setzte in den nächsten Tagen seine Reise fort nach Straßburg, und da beschloß der junge Werber, unverzüglich ans Werk zu gehen. Einen ganzen Tag lang übte er sich im Steigen und Klettern an den senkrechten Felsen und Türmen der Umgebung, dann suchte er an der Fassade des Palastes die Stelle auf, wo er am leichtesten hinaufzukommen hoffte. Mit Schwung und Sprung und sicheren Griffen arbeitete er sich aufwärts, und das Glück schien ihn zu begünstigen. Er schaute nicht zurück, sondern immer aufwärts zu seinen Händen, die fest zugriffen und den Nelkensträußen immer näher rückten. Schon hatte er zwei Stockwerke erklettert, und nur noch eine kleine Spanne trennte ihn von den Blumen, die verlockend über seinem Haupte hingen und sich im Winde wiegten. Er schmiegte sich fest an die glatte Mauer und

Digitized by Google

schöpfte von neuem Luft, dann hielt er den Atem an und schwang sich mit einem kräftigen Ruck hinauf. Seine Hand erwischte eine blutrote Nelke, und nun sah er die Geliebte im weißseidenen Kleide hinter den Stöcken stehen; in ihren Haaren schimmerte das köstliche Geschmeide, und ihre Augen funkelten wie zwei Sterne am Himmel. Da ergriff ihn ein Schwindel, er zitterte am ganzen Leibe, die Finger ließen los, und er stürzte zu Tode. Das Wasser klatschte auf und spritzte bis zum Dach hinauf, dann verschlang ihn die Flut.

Als der Vater zurückkehrte und das Unglück vernahm, stieß er einen schrecklichen Fluch aus. Ein Wirbelsturm fegte von den Bergen her, Steinlawinen prasselten unter furchtbarem Krachen und Tosen nieder, verschütteten das Schloß, der See wütete, und die Wasser gingen berghoch und verschlangen alle die kostbaren Schätze. Die schönen Blumengärten wurden in Steinhalden verwandelt, die Alpen mit Gletscherfeldern überzogen, und das Silber- und Goldgerät der Gräfin löste sich auf im Wasser und färbte den Grund des Sees schwarz. Diese Farbe hat ihm den Namen gegeben.

Nach Jahren sahen die Hirten und Sennen, die ihre Herden an den Schwarzsee hinauf trieben, eine weiße Schlange am Ufer herumkriechen, mit einer goldenen Krone auf dem Kopf, in der eine blutrote Nelke steckte. Viele Jahre später wagte es ein Bursche, nach der seltenen Schlange Jagd zu machen. Da hielt sie still und sagte: „Ich bin die verwünschte Gräfin, die so viele Edelleute zu Grunde gerichtet hat; meine Untaten muß ich nun im Schwarzsee abbüßen und darf nur alle zehn Jahre einmal zum Vorschein kommen. Erlösen wird mich nur ein Edelmann, der mich drei Mal auf den Mund küssen

Digitized by Google

wird!“ Nach diesen Worten verschwand sie im Wasser des Sees. Die Straße über den Beichgrat ist seitdem verödet und von Schnee und Eis langsam überzogen worden. Es ziehen keine Edelleute mehr diesen Weg, und die weiße Schlange wartet noch heute auf ihre Erlösungsstunde.

Digitized by Google

Meier Waldis' Butterfass.

Im Lötschental erhebt sich hart am Ufer der strudelnden Lonza ein turmhoher Felsobelisk, Längstein oder „Ankenchübel" (Butterfaß) genannt, von dessen Entstehung die Talbewohner folgendes erzählen: Die Schutthalde, an deren Ende die Steinpyramide steht, war früher eine große, fruchtbare Alp, wo ein alter Berggeist mit wallendem Bart eine zahlreiche Gemsenherde hütete, die ihm viel Milch gab. Die Gemsen wurden von den Jägern des Tales oft gejagt, was den Berggeist jedesmal in zornige Aufregung versetzte, denn die Tiere waren nach jeder solchen Hetze sehr erschöpft und lieferten gar keine oder nur rote Milch.

Unter den Jägern tat sich besonders der Meier des Tales, namens Waldis, hervor, der so reich war, daß er seine Alpen und Matten von Lehensleuten bewirtschaften ließ und an nichts Interesse und Freude zeigte, als an der Gemsjagd. Den ganzen Sommer durch und oft noch im Winter, schlich er mit der Büchse den flinken Tieren nach und schoß die schönsten Böcke weg. Das ging so einige Zeit. Er rühmte sich am Ende des Jahres, so viele Gemsen geschossen zu haben als es Tage im Jahre gibt, und oft stieg die Zahl noch darüber, so daß er in seinem Speicher keinen Platz mehr hatte für das dürre Fleisch.

Da erschien ihm einst, als er eben die sechste Gemse zur Strecke gebracht, der Berggeist und rief ihn an:

„Ich verlange, daß du das Jagen einstellst, denn die Tiere gehören mir; ich verwalte die Gold- und Silberadern im Innern des Gebirges mit vielen andern edeln Schätzen;

Digitized by Google

ich erhalte das Metall in Flüssigkeit und hüte meine Gemslein, und wenn du noch einen einzigen Bock wegknallst, so wirst du es mit schwerer Strafe büßen!" Das lange schneeweiße Haar umflatterte das Gesicht des Greisen, aus dessen tiefen Runzeln zwei kleine, strenge Augen schauten. Die Linke stützte er auf den Hirtenstock, und mit der Rechten hielt er das flatternde, steingraue Gewand.

Der Meier schrak gar nicht sehr zusammen ob der Donnerstimme. Er faßte die Flinte fest am Laufe, lehnte den Oberkörper darüber und erwiderte mit voller Stimme, die Talschaft hätte ihm das Meieramt übertragen, und die Bergreichtümer, sowie das Wild, das sich auf den Alpen und in dem Steingeklüfte herum treibe, gehöre ihm grad ebenso gut wie einem andern, und so redeten sie hin und her, bis der Berggeist einen Vorschlag zur Güte machte. Er sprach in tiefem Ernst und zupfte dabei die wallenden Strähnen des Bartes: „Ich sehe, daß du dich im Recht glaubst und nicht aus eitler Mordlust die Tiere hetzest. Wenn du mir aber die Gemsen fürderhin in Ruhe lassen willst, so magst du dir dafür etwas wünschen!"

Der Meier sagte, er verspreche es und wünschte sich ein Butterfaß voll der süßesten Butter und so groß, wie es die Welt noch nie gesehen. Dann grüßte er, schlug die Flinte über die Achseln und schritt rasch bergab.

Als er am nächsten Morgen erwachte und des gestrigen Abenteuers gedachte, mußte er lachen. „Nun, ich habe mir etwas gewünscht, das er nicht erfüllen kann, trotz seines Versprechens; einen Ankenkübel, so groß, wie man ihn noch nirgends gesehen, wo will er den hernehmen und mit Butter füllen! — Und wenn er sein Wort nicht hält, so bin ich auch nicht an meines gebunden, und drum werden die Gemsen vor mir keine Ruhe finden!"

Digitized by Google

Er nahm die Büchse und schritt zur Türe hinaus. Kaum war er draußen, mußte er die Augen weit aufsperren. Da stand der Butterkübel schon da, so hoch wie der Turm der Talkirche, gefüllt bis zum Rand mit der besten Gemsbutter. Und der Geist hielt sein Versprechen. Jeden Morgen stand der Kübel frisch zugefüllt am gleichen Platze.

Meier Waldis ließ sich das schöne Geschenk gefallen, hing die Büchse an den höchsten Nagel und verbrachte seine Tage in beschaulichem Nichtstun. Aber wie die Zeit so langsam dahinfloß! Wenn der schöne, helle Sommertag anbrach, dann schaute er wohl sehnsüchtig hinauf zu den Felswänden, und ein tiefer Seufzer rang sich aus seiner Brust. Aber er sah den turmhohen Ankenkübel und gedachte der Worte des Berggeistes.

So strichen zwei Sommer dahin, und die Gemsen hatten sich inzwischen so stark vermehrt, daß sie bis in die Matten und Kornäcker hinunterstiegen, über die Mäuerchen und Zäune setzten und sogar in die Kohlgärten eindrangen und die besten Kräuter wegfraßen. Als der Meier die vielen Tiere sah, regte sich das alte Gelüste wieder. Er griff zur Flinte und schlug an, doch besann er sich noch auf sein Versprechen und setzte den Kolben wieder ab. Die Versuchung aber war zu groß. Zweimal noch nahm er die Büchse von der Achsel, dann schoß er.

Der Schuß krachte und widerhallte mehrfach in den Felswänden, aber o weh! Er löste ein furchtbares Ungewitter los, Blitz und Donner folgten sich Schlag auf Schlag, und durch das Sturmgetöse tönte der Fluch des Berggeistes: „Weil du dein Wort nicht gehalten, sollen deine Gärten und Matten zu abschüssigen Halden und Steinflächen, soll dein Ankenkübel zu Fels werden!“

Digitized by Google

Als der Sturm sich gelegt, war der Fluch in Erfüllung gegangen. So weit das Auge schaute, war alles eine Wüstenei, statt der Gärten und Matten Steinhalden, statt des Butterfasses ein schwarzer Felsenkopf.

In seinem großen Verdruß stieg der Meier mit der Büchse in die Berge, kletterte durch die Felsen und schlich den Gemsen nach. Er näherte sich Meier Waldis Klamm, wie die Schlucht heute heißt, wo er einen weißen Bock beschlich und dabei zu Tode fiel. Sein Hut rollte hinunter auf die rote Lauine, und die Stelle wird heute Inhutine genannt.

Digitized by Google

Die Blümlisalp des Lötschentales.

Das weite Schneefeld hinter dem Dembachhorn war in alter Zeit eine prächtige fruchtbare Alp, die dem reichsten Bauern des Tales gehörte. Dieser hatte einen einzigen Sohn, und der war der Stolz der Familie. Als der Vater sich alt fühlte und der Sohn groß und stark geworden war, sandte er ihn hinauf auf die Alp und gab ihm Knechte und Mägde mit; er aber blieb unten im Tale. Zum Abschied gab er ihm die Hand und sprach ihm zu: „Sei willig zur Arbeit und hüte dich, das, was dir der Himmel schickt, mit vollen Händen wieder auszuwerfen!“ Der Sohn gelobte es und reiste ab.

Viele Jahre waren seitdem verstrichen; der Vater war alt und lebenssatt geworden, und da hegte er den Wunsch, vor seinem Tode noch einmal auf die Alp hinaufzusteigen und zu sehen, wie dort oben die Wirtschaft geführt werde. Die Nachbarn hatten schon lange allerlei gemunkelt, wie man dort oben Verschwendung und lasterhaften Luxus treibe, aber der Bauer hatte den üblen Reden kein Gehör geschenkt, und sein Vertrauen auf den Sohn war fest wie zuvor.

Mühsam und keuchend stieg er bergan, ruhte öfters aus, und als er die Hütten erblickte, da war er so durstig und matt, daß er froh war, bald am Ziele zu sein. Die Alp strotzte von Fruchtbarkeit und das freute ihn; als er aber zu den Hütten kam, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Die Treppen der Sennerei waren aus

Digitized by Google

gelben Käslaiben gebildet; rings um die Hütten war der Boden mit Butter und Ziegerballen gepflastert; die Dächer sah er statt mit Steinen mit Käsen beschwert und den Pferch mit mannshohen Ziegerstollen umzäunt und, o Graus! er sah die Sennen, wie sie mit schweren Butterballen nach den Kegeln warfen und sich damit belustigten.

Der Sohn hatte ihn seit geraumer Zeit erblickt und zeigte sich sehr unwillig über den Besuch. Erst nachdem der Vater mit dem Stock zweimal geklopft, kam er und tat gar verwundert, warf ihm einen bösen Blick zu und fragte trotzig, was ihn heraufführe.

Der Vater sagte: „Nun, weiter nichts, aber jetzt gib mir zu trinken, denn ich habe Durst!"

Da füllte der Sohn eine Schale mit Magermilch, streute Sand hinein und setzte sie dem Vater vor. Dieser setzte die Schale an, trank sie aber nicht aus. Er wischte sich den Mund mit dem Rockärmel, erhob sich, schritt wankend zur Türe hinaus und sagte in einem Tone, der aus gepreßter Kehle stieg, er sei zum letztenmal hier oben gewesen und werde ihn nicht mehr belästigen. Dann stapfte er eine Strecke weit bis ans Ende der Alp, kehrte sich um, ballte die Faust und rief mit einer Stimme, die durch die Felsen hallte: „Ihr Hügel und Berge, fallet nieder und decket meinen Sohn, seine Gefährten, die ganze Viehherde und alles, alles zu!"

Da ging ein Ton durch die Lüfte, wie ein Stöhnen und Aechzen. Der Himmel verfinsterte sich, der Boden zitterte, Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag. Ein dumpfes Sausen und Brausen näherte sich, schwoll an zu einem orkanartigen Sturm, und nun senkte sich die Spitze des Dembachhornes, zerschellte im Aufschlagen in tausend und abertausend großer und kleiner Blöcke, eine gewaltige

Digitized by Google

Steinlawine rasselte nieder und begrub die blühende Alp unter Schutt und Trümmern. Die Hütten und die Herden samt den fetten Alpwiesen, der undankbare Sohn, die Knechte und Mägde, alles, alles war spurlos verschwunden, untergegangen im Trümmermeer.

Der Vater stand da, in schauerliche Lust versunken, doch als er die schreckliche Verwüstung sah, zitterte ihm das Herz in der Brust, und er trat betrübt den Heimweg an. Er konnte nie mehr froh werden, denn sein Fluch gereute ihn, und so ist er bald darauf vor Jammer und Herzeleid gestorben.

Digitized by Google

Die Blümlisalp des Turtmanntales.

Wo der Turtmanngletscher an sonnigen Tagen blinkt und gleißt, als ob er pures Silber wäre, stand früher die schönste und größte Alp des Hochtales, die Blümlisalp. In der Hütte lebte ein glückliches Sennenpar mit seinem Töchterlein, das in aller Sorgfalt erzogen wurde. Die Tochter tat den Eltern zu Gefallen, was sie nur konnte, und als sie groß geworden, gedachte sie zu heiraten, damit die Eltern an ihrem Schwiegersohne eine wackere Stütze bekämen. Da die Eltern sehr vermöglich waren, fehlte es der Tochter nicht an Werbern. Sie wählte sich den flottesten der jungen Männer aus, ohne darauf zu sehen, ob er auch zu ihr passe und sie glücklich machen könne.

Das neu vermählte Paar bezog eine Hütte, die der Vater eigens gezimmert hatte, und nun lebten sie einige Jahre im schönsten Frieden. Bald aber kamen die Jahre, von denen man wünscht, daß sie nie kommen möchten. Die Mutter starb, und der Vater war alt, gebrechlich und blind geworden. Der Schwiegersohn hatte kein Herz für den alten Mann, schob ihn überall bei Seite, gab ihm nur knapp zu essen und wünschte ihn unter den Boden.

Da ließ der Vater aus dem Rhonetal eine junge, kräftige Magd kommen, namens Kathrin, und nun zog er sich in seine Hütte zurück und lebte ganz für sich. Aber da wurde es erst recht schlimm. Der junge Ehemann bekam bald mehr Gefallen an der Magd, als an seiner Frau, die immer treu zum Vater hielt, ihn in Schutz nahm und ihm

Digitized by Google

heimlich manchen guten Bissen zusteckte. Er behandelte die Kathrin mit der ausgesuchtesten Zärtlichkeit, wurde immer höflicher mit ihr, mit der Frau immer gröber und ließ ihr überall den Vorrang.

Der Magd stieg die Bevorzugung durch den Sennen zu Kopf; sie behandelte den Greisen wie ein Tier, strich ihm Kuhmist statt Butter aufs Brot und drohte ihm mit Stockschlägen, wenn er sich bei der Tochter beklage. Der Hund Rein, den sie mit heraufgebracht, erhielt bessere Kost und Pflege, als der blinde Vater. Dieser hatte die Magd schon oft fortgejagt, und ihr den Lohn entzogen, aber sie lachte ihn nur aus und blieb, da der Schwiegersohn sie entschädigte und es ihr an nichts fehlen ließ.

Einst verabredeten der Senne und die Magd Kathrin, den alten Nichtsnutz, wie sie ihn nannten, um jeden Preis los zu werden.

In einer schrecklichen Gewitternacht ging der Senne in die Hütte des Vaters, weckte ihn und befahl ihm, hinauszugehen und das Vieh einzutreiben. Er dachte, der Vater werde im Sturmwetter irgendwo zu Tode stürzen oder liegen bleiben und erfrieren. Der blinde Mann gehorchte, kleidete sich an, griff zum Stabe und tappte in die stürmische Nacht hinaus. Die Tochter aber erbarmte sich ihres Vaters, verließ das Haus und ihren Mann ebenfalls und begleitete den wankenden Greis. Sie erreichten bald die Herde, die unter den Tannen und Felsblöcken Schutz gesucht hatte, konnten aber im Sturme den Weg zu den Hütten nicht mehr zurückfinden. Sie liefen immer zu, getrieben vom Unwetter, die Herde folgte ihnen, und sie entfernten sich immer mehr von der Blümlisalp. Die Alp haben sie nie mehr gesehen, weder die Hütten, noch den Sennen, noch die Magd Kathrin und den Hund. In der-

Digitized by Google

selben Nacht ist alles unter den herunterstürzenden Eismassen begraben worden.

Wenn im Frühjahr die Bäche schwellen und die Turtmännin wild daherbraust, sieht man den Hund an den Ufern unstät hin und her laufen, und aus den Eisspalten des Turtmanngletschers, der die Blümlisalp zugedeckt hat, tönt es bald kläglich, bald wimmernd und heulend:

„Ich, min Hund Rein und min Buhl Kathrin,
Müssen ewig und ewig s'Blümlisalpen syn!"

Digitized by Google

Die Kirche von Isérables.

Die Bewohner der Gemeinde Isérables sollen in früherer Zeit recht einfältige Leute gewesen sein, und deshalb erzählt man von ihnen die lustigsten Schildbürgerstücklein. Das schönste ist wohl das folgende:

Sie hatten mitten im Dorfe eine schöne Kirche gebaut, mit einem viereckigen, oben in einen spitzen Helm auslaufenden Turm. Jedermann, vom Präsidenten bis hinunter zum armen Hirtlein, war außer sich vor Freude, als die Kirche zur Ehre und Zierde des kleinen Bergdorfes fertig da stand, und ein Fest nach dem andern wurde gefeiert. Der Kuhhirt war so stolz auf den Neubau, daß er seine Herde nicht mehr den alten Wiesenweg führte, sondern mitten durchs Dorf an der Kirche vorbei. Da geschah das Unglück.

Eine alte Kuh, eben just aus dieser Herde, zeigte eines Tages so wenig Respekt vor dem Gotteshaus, daß sie hart bei der schönen, weiß getünchten Seitenmauer stehen blieb und etwas fallen ließ, das eher in den Stall hinein gehörte, als neben die neue, prächtige Kirche.

Die Dörfler konnten sich kaum fassen, als sie vernahmen, was für ein Unglück geschehen war, und sie ließen alles im Stich, kamen in vollen Scharen daher und schauten mit entsetzten Augen auf den runden, schwarzbraunen Kuchen, der das neue Gebäude verunstaltete. Hätte man den Hirten grad zur Hand gehabt, er wäre zum mindesten gesteinigt worden. Nun beriet man, was zu machen sei, denn eine

Digitized by Google

ſolche Entheiligung des Allerheiligſten konnte nicht geduldet werden. Der Präſident hielt die Angelegenheit für wichtig genug, die Gemeinde zu beſammeln, und als die Stimmfähigen alle im Schulhaus beiſammen waren, hielt er die längſte Rede, die man je von ihm gehört. Er führte aus, daß man nicht länger mehr ſehen könne, wie das Gotteshaus neben einem ſolchen Unrat ſtehen müſſe und dadurch verunreinigt werde. Er möchte darüber ihre Meinung vernehmen, darum habe er ſie zuſammenberufen.

Der Fall erſchien allen ſehr verwickelt, und man ſtritt ſich lange hin und her, was da wohl zu tun ſei. Die Weinkannen, die fleißig die Runde machten, löſten die Zungen wohl, aber niemand konnte einen Vorſchlag machen, der zu einer glücklichen Löſung geführt hätte. Da erhob ſich einer der Schlauſten aus dem Dorfe, der bis dahin immer geſchwiegen, und ſagte:

„Nach langem Grübeln iſt mir wie eine Eingebung von oben ein Mittel in den Sinn gekommen, und das ſchlage ich euch vor, denn es iſt ſehr einfach und wird zum Ziele führen. Alſo hört: Wir ſtellen die Kirche zehn bis zwanzig Meter weiter rückwärts, dort wird ihr der Kuhplatſch nichts mehr ſchaden. Das iſt keine große Aufgabe für eine Gemeinde wie Jſérables. Wir verſchaffen uns einen langen, ſtarken Strick, ſchlingen ihn dem Turm, der ja an die Kirche gebaut iſt — ihr ſeht, wie weiſe wir da wieder gehandelt haben — alſo wir ſchlingen ihn dem Turm um den Leib. Die vom Unterdorf ziehen an dem einen, die vom Oberdorf an dem andern Ende, und in einer Stunde iſt die Kirche zurückgeſtellt!“

Die Gemeinder horchten atemlos zu und ſtimmten dieſem köſtlichen Einfall durch Nicken und Gemurmel bei: „Ja, ja, der Aloys iſt halt doch der Geſcheiteſte unter

Digitized by Google

uns; das ist die kürzeste und einfachste Art der Lösung, so geht's gut, so geht's gut!"

Ein schwerer Stein war jedem vom Herzen gefallen, und hier und dort vernahm man das Wort, bei der Neuwahl des Gewaltshabers brauche man dann seinen Mann nicht lange zu suchen. Die Sitzung wurde aufgehoben, und nun handelte es sich zunächst darum, das große Seil herzustellen.

Der Präsident übernahm den Auftrag und befahl jedem Hausvater, ihm bis zum nächsten Morgen zehn Pfund der besten Schafwolle zu liefern. Als die Wolle beisammen war, ließ er sie spinnen und winden, und nach einigen Tagen war das Seil fertig. Es war von Armsdicke und reichte von einem Ende des Dorfes bis zum nächsten. Als die Gemeinder wieder besammelt waren, schlang man das Seil dem Turm um den Leib, und nun stellte sich die eine Dorfhälfte an das linke, die andere an das rechte Seil. Der Präsident postierte sich auf einem benachbarten Hügel und gab von dort aus mit einem Kuhhorn das Signal zum Anspannen und Ziehen. Als das Zeichen gegeben wurde, zog jeder aus Leibeskräften. Das Seil gab einen surrenden Ton und riß beim ersten Ruck. Die beiden Seilhälften rollten fort gleich wilden Schlangen, und die Menschen, die dran hingen, purzelten übereinander, kollerten den Berg hinunter und ballten sich zusammen zu einem Menschenknäuel, der erst unten in der Schlucht zum Stillstand kam. Die meisten waren in das Seil verwickelt, Arme und Beine lagen durcheinander, und nun ging es an ein Zappeln und Schreien, daß sich ein Stein hätte erbarmen müssen. Der Knäuel schob sich immer dichter zusammen, da die untern sich an den Kleidern und Gliedern der obern anklammerten und nicht los ließen.

Digitized by Google

Sobald der Präſident auf dem Hügel ſich von dem Schreck erholt hatte, ſprang er mit einem großen Stock den Berg hinunter und hieb nach links und rechts drein und zwang die, welche die andern zurückhielten, ihre Hände los zu laſſen.

Als der Knäuel ſich löſte und man wieder auf den Beinen ſtand, lagen mehrere tot und verwundet herum. Langſam ſtiegen die Gemeinder wieder den Berg hinauf und beſchloſſen, die Kirche dort zu laſſen, wo ſie ſtehe, da es wohl göttlicher Wille ſei, daß ſie an ihrem Platze bleibe; doch ſollte der Unglückskuchen wenigſtens mit Weihwaſſer beſpritzt werden, damit er die Kirche nicht gefährde. Als der Sigriſt eben das Weihwaſſerbecken brachte, öffnete ſich der Kreis, und der Hirte kam im ſchnellſten Bergſchritt dahermarſchiert. Er hatte von der ganzen Geſchichte nichts gewußt, denn morgens früh zog er ſtets mit der Herde davon, kehrte erſt abends ſpät nach Hauſe und legte ſich nach dem Eſſen ſofort ins Bett. Seine blöden Waſſeraugen und der große braune Kropf am Hals deuteten dahin, daß er nicht recht geſcheit ſein mußte.

Der Ton des Kuhhornes war hinauf zu ſeinen Weiden gedrungen und hatte in ihm die Meinung erweckt, es ſei ein großes Unglück geſchehen. Da verließ er ohne Zaudern die Herde und lief dem Dorfe zu, um zu helfen. Als er ſah, wie alle auf das ſchwarze Unding deuteten, griff er mit beiden Händen zu und entfernte den dürr gewordenen Sonnenkuchen von dem heiligen Gebäude. Dann ſcharrte er etwas Erde über den dunklen Flecken am Boden und ging, als ob nichts geſchehen wäre, mit Lallen und Grinſen wieder davon. Die Gemeinder blieben wie angewurzelt auf dem ſelben Fleck, mit ſchlaff herabhängenden Armen und offenem Maule, und es machte den Anſchein, als ob ſie auf einmal die Sprache verloren hätten.

Digitized by Google

Die drei Stummen von Issert.

Das Dorf Issert ist seinerzeit einem gräßlichen Unglück entgangen. Oberhalb des Dorfes zieht sich gegen die Dranse hinunter ein Bachbett, dessen Insasse zu regnerischen Zeiten gewaltig anschwoll, enorme Massen Schlamm mitriß, große Blöcke fortrollte, über die Ufer trat und die Hütten bedrohte, die in der Nähe seines Ufers standen. Die darob in Schrecken gejagten Uferbewohner rissen ihre Hütten nieder und bauten sie anderswo auf, wo sie von dem gefährlichen Gesellen nichts mehr zu fürchten hatten. Einst, als der Wildbach während eines Gewitters wieder toste, schäumte und große Wellen warf, kletterten ein paar junge Leute den Hang hinauf bis in die Nähe seiner Quelle. Bald darauf sah man sie in solcher Eile den Abhang herunterstürmen, daß man glaubte, alle Teufel jagten hinter drein. Blaß, zitternd und atemlos langten sie im Dorfe an. Da mußte etwas Uebernatürliches vorgefallen sein, und das war auch so.

Die Flüchtlinge erzählten, daß sie weit oben, über dem Wald, nahe bei der Quelle des Flusses, zu einem großen Felsblock gekommen seien, von dem ein schrecklicher Lärm ausgegangen sei. Da hätten sie, ohne jemand zu sehen, Stimmen vernommen, die wild durcheinander schrieen. Nach ihrer Meinung arbeiteten dort schlimme Geister oder Seelen aus dem Fegefeuer daran, das Felsstück in Bewegung zu setzen und den Hang hinunterzurollen, damit es mit aller Wucht in das Dorf Issert hineinfahre und alles zerschmettere.

Digitized by Google

Die armen Bewohner von Issert gerieten in große Aufregung. Was sollten sie tun zur Besänftigung der bösen Geister, die ihren Untergang herbeiführen wollten!

Nach langem Hin- und Herraten entschied man sich, während neun Tagen zu fasten; man versammelte sich jeden Tag zweimal auf dem Dorfplatze und betete laut, ließ Messen lesen für die Verstorbenen, machte feierliche Prozessionen mit Kreuz und Fahne, und endlich glaubte man der Gefahr glücklich entronnen zu sein. Der Regen hatte aufgehört, die Wasser des Wildbaches sanken, und nur ein kleiner dünner Silberfaden rauschte ganz leise im aufgewühlten Bette. Da bekamen die Dörfler ihre Ruhe wieder.

Doch bald begann es wiederum zu regnen, und der Regen hielt während vielen Tagen und Nächten ununterbrochen an. Im Bachbett begann es wieder zu murren, zu stöhnen, zu tosen und zu wühlen. Die Wasser des zum Fluß gewordenen Wildbaches stürzten in wildem Schwalle nieder, wirbelten Schaumwolken auf, rissen Steine und Erde mit, sprengten Felsstücke los, entwurzelten Tannen und vernichteten alles, was im Wege stand. Das Brausen verstärkte sich zum Höllenlärm, und weithin tönte der Donnerhall der grollenden Wasser.

Jetzt wagte es niemand, hinauf zu gehen zu dem einsamen Felsblock und zu horchen. Da wurden die Ortsvorsteher beauftragt, in das benachbarte Orsières hinunterzusteigen und den Pfarrer zu holen, damit er den Berg segne und die gefährlichen Bewohner verbanne. Der Pfarrer sagte, die Geschichte sei zu heikel, als daß er sich da hineinmischen möchte, und nannte ihnen einen Kapuziner, der bekannt war als Hexen- und Teufelsbeschwörer.

Der Kapuziner war bereit, das schwierige Werk an die Hand zu nehmen. Er stieg mit den Leuten nach Issert

Digitized by Google

hinauf, wo der Bergbach unterdessen so hoch gestiegen war, daß die Bevölkerung in hellem Schrecken, nur mit dem Allernotwendigsten bepackt, das Dorf verließ und es vorzog, am andern Ufer der Dranse im freien Felde zu leben, wo sie vor weitern Gefahren gesichert, das ganze Schauspiel und die weitern Verwüstungen des Bergwassers vor Augen hatten.

Der Kapuziner sprach ihnen Mut zu und riet, sich zu einer Prozession zu schaaren und ihm zu folgen. Er schwang das Rauchfaß, stieg langsam die Berglehne hinan und schlug den Weg ein zu dem Teufelsblock. Hinter ihm folgte ein langer Zug weißgekleideter und eifrig betender Männer und Frauen, Kinder und Greise. Beim Block angekommen, redete der Mönch in lateinischer Sprache zu den Geistern und streute rings um den Fels einige Hände voll feinen geweihten Staubes, den er aus trockenen Pflanzen hergestellt. Die Worte verhallten im Brausen des Baches. Aus dem Bette tönte Gemurmel, unterbrochen von wildem Geschrei, aus dem niemand klug werden konnte.

Als der Kapuziner den gesegneten Pflanzenstaub ausgeworfen und die Taschen geleert hatte, verstummte nach und nach das Gemurmel im Bache, und zuletzt war nicht das leiseste Flüstern mehr vernehmbar. Die bösen Geister hatten offenbar die Teufelsarbeit eingestellt. Während kein einziger der Anwesenden, die sich nach und nach auch näher heranwagten, nur das geringste bemerken konnte, erklärte der Kapuziner, daß er die Geister alle sehe und daß er sie ihnen auch sichtbar machen könnte; sie brauchten sich nur hinter ihn zu stellen, mit ihren Füßen seine Sandalen zu berühren und ihm über die Achseln zu gucken, dann würden sie genau dasselbe sehen wie er; doch riet er ihnen davon ab, denn der eine hätte unter den Geistern die Seele seines

Digitized by Google

Vaters oder seiner Mutter, der andere die eines seiner Geschwister oder eines Freundes erblickt, und das hätte nur eine große Bestürzung hervorgerufen. Als alle noch starr in das Flußbett hinunterschauten, ließen sich die Geisterstimmen wieder hören und diesmal in einer Weise, die alle verstehen konnten.

„Stemme, Nikolas, und schieb," rief eine Stimme.

„Wie soll ich schieben," antwortete eine andere Stimme, „der ganze Fels ist mit Gesegnetem bestreut!"

„Das Dorf Iffert verdient eine Züchtigung," fuhr die erste Stimme fort, „denn die Leute führen sich schlecht auf. Heute ist doch Sonntag, und da hat man in drei Familien Brot gebacken, und in andern drei Familien haben sie Wäsche gehalten!"

„Das ist schon wahr," sagte die andere Stimme wieder, „doch haben die Dörfler zu ihrem Schutze drei Stumme, und die sind die Unschuld selber! Doch wehe dem Dorfe, wenn es einmal weniger als drei Stumme haben sollte!"

Die Leute, die das alles gehört, versprachen dem Kapuziner in tiefer Inbrunst, den Sonntag fürderhin zu heiligen, dann stieg man in Prozessionsordnung wieder ins Dorf hinunter. Von nun an hörten die schrecklichen Verwüstungen des Bergbaches auf. Das Flußbett blieb fast das ganze Jahr durch trocken. Immerhin hütete man sich, an dem Ufer wieder aufzubauen.

Und sonderbar: Sobald einer der drei Stummen, die man als Schutzengel des Dorfes hoch in Ehren hielt, starb, wurde ein anderer geboren, so daß man bis in die jüngste Zeit hinein im Dorfe immer drei Stumme zählte, nicht einen weniger und nicht einen mehr, während in den Nachbardörfern die Stummen zur Seltenheit geworden sind.

Digitized by Google

Neulich iſt wieder einer der drei Stummen geſtorben, und die Leute von Iſſert glauben, es werde bald wieder einer geboren werden. Sie glauben es nicht nur, ſie ſind deſſen ganz ſicher; der dritte Stumme muß erſetzt werden, ſonſt wird der Wildbach wieder anſchwellen, und die Geiſter werden Macht über den Wildbach gewinnen und dann wehe dem Dorfe!

Digitized by Google

Das Messamt auf der Hungerlialp.

Dem Pfarrer im Tale drunten war längst aufgefallen, daß die Sennenfamilie der Hungerlialp sich nie bei der Messe zeigte. Die Alp lag tief hinten im Bergtal, und die Leute hätten viele Stunden wandern müssen bis zur Kirche, aber das ist im Wallis kein bedeutsames Hindernis, haben doch die Sennen in frühern Zeiten einen noch größern Weg zurückgelegt und sind nie zu spät zur Messe gekommen. Der Pfarrer hätte sich auch zufrieden gegeben, wenn die Familie auf der Hungerlialp nur ein oder zwei Mal im Jahr erschienen wäre, aber grad gar nie, das konnte er nicht fassen. Er wartete noch bis zu Mariae Himmelfahrt, hielt statt Hochamt Frühmesse, und als wiederum niemand kam, griff er zum Bergstock und stieg hinauf zur Alp, um die Familie zur Rede zu stellen.

Als er die braunen Holzhütten erreicht hatte, fand er nur die Kinder zu Hause. Da er fragte, wo die Eltern seien, sagten sie: „Zur Messe," und wiesen gegen den hängenden Wald hinauf. Der Pfarrer schaute betroffen um sich und sagte: „Was, zur Messe! Wo steht denn da oben eine Kirche oder eine Kapelle?" Da staunten die Kinder den Pfarrer an, betrachteten ihn von oben bis unten und wußten nichts zu erwidern. Das Aelteste sprang hinein, holte eine Schüssel Milch, Brot und Käse und bot es dem schwarzen Herrn an. Der Pfarrer setzte sich ins Gras, erlabte sich an dem einfachen Mahl und wartete auf die

Digitized by Google

Eltern. Nach einer Weile erschienen sie, beide sonntäglich gekleidet, der Mann im frischen Hemd, die Frau mit einem neuen bunten Kopftuch. Sie grüßten den Pfarrer freundlich und sagten, es freue sie sehr, daß er ihnen auch einmal die Ehre erweise. „Ja und ihr," entgegnete der Geistliche, und zog die Augenbrauen zusammen, „warum kommt ihr nie zur Kirche und lebt hier oben wie das Heidenvolk?"

„Ja Hochwürden, wir kommen ja grad vom Meßamt," sagte der Senne, „und was ich hier oben habe, brauche ich nicht im Tale unten zu suchen; es ist halt eine schöne Strecke und der Weg noch recht schlecht dazu!"

Der Pfarrer schüttelte den Kopf ob den sonderbaren Leutchen und schwieg. Die Frau hatte unterdessen das Essen gekocht, und als sie sich zu Tische setzten, schien es dem Pfarrer, als ob die Platten klein und nur halb voll seien, aber das war wieder recht sonderbar und unerklärlich; obschon er wie die andern mit großem Appetite zugriff, wurden die Platten nicht leer, und sie gingen doch alle satt vom Tische.

Nach dem Essen nahm der Senne den Pfarrer bei der Hand und sagte: „So, Hochwürden, wenn es Euch recht ist, so will ich Euch zur Messe führen!" Der Geistliche war damit einverstanden und dachte, das werde eine schöne Messe sein da oben in dieser Bergwildnis. Sie stiegen durch helles Wiesengrün und durch den schwarzen Tannenwald hinauf, über dem die Schneegipfel erglänzten und erreichten eine kleine Waldwiese. Ringsum standen die schönsten Lärchen nnd Arven, in denen die Vögel sangen. Ueber der Wiese wölbte sich die blaue Himmelsglocke. Mitten in dem Hain lag ein großer, flacher Stein mit einer handtiefen Höhlung, die mit Wasser gefüllt war.

Digitized by Google

„Seht Ihr das Loch in der Mitte?“ ſagte der Senne, „das iſt das Himmelswaſſer oder das Weihwaſſer, wie Ihr es nennt!“ Um den Stein blühten wilde Narziſſen, roſenrote Nelken und anderes bunt gefärbtes Blumenvolk. „So, nun ſtellt Euch auf den linken Fuß und guckt mir über die rechte Schulter!“

Der Pfarrer tat es.

„Was ſeht Ihr?“

„Den Himmel!“ rief der Pfarrer in heller Verzückung, und ſeine Augen öffneten ſich weit und tranken von dem Himmelsglanz und der höchſten Seligkeit.

„So, jetzt wendet Euch! — Wendet Euch!“

Der Pfarrer hörte immer noch nichts, ſo ſehr war er in das himmliſche Bild verſunken. Endlich trat er zurück und ließ die Hände ſinken.

„So, jetzt ſtellt Euch auf den rechten Fuß und guckt mir über die linke Achſel!“ fuhr der Senne weiter.

Der Pfarrer tat wieder wie ihm geheißen wurde.

„Was ſeht Ihr?“

„Ich ſehe die Hölle!“ rief der Pfarrer, und er riß die Augen noch weiter auf, und der Graus der Hölle ſpiegelte ſich auf ſeinem Geſichte wieder.

Der Pfarrer ließ die Hände ſinken, faltete ſie und machte ein ſehr ernſtes Geſicht. Bevor er die Wieſe verließ, tauchte er die Spitzen der Finger ins Himmelswaſſer und bekreuzte ſich, wie wenn er aus der Kirche träte. Dann ging er mit dem Sennen in den dunkeln Wald zurück, und unterwegs ſprach er kein Wort.

Bei den Hütten nahm er Abſchied von der Frau und von den Kindern, drückte ihnen ehrfurchtsvoll die Hand und blickte ſie gar freundlich an. Der Senne geleitete ihn noch ein Stück weit durchs Tal. Beim Abſchied ſagte

Digitized by Google

der Pfarrer: „Ja, ja, ihr seid fromme Christen da oben auf der Hungerlialp, das habe ich nun heute gesehen, fahrt nur zu mit eurem Meßamte, ihr bedürft meiner nicht dazu!“ Und er schüttelte dem Bauer die Hand und schritt in Gedanken versunken bergab.

Bald darauf gab der Pfarrer sein Amt auf und verreiste ins Turtmanntal, wo er elf Jahre lang als Einsiedler lebte.

Einmal fingen in Leuk mitten in der Nacht die Glocken zu läuten an, und da hieß es, es müsse etwas Besonderes geschehen sein. Einige Männer gingen tags darauf ins Turtmanntal hinein; da fanden sie den Pfarrer tot in seiner Klause.

Digitized by Google

Des grossen Mörders Bekehrung.

Im Val d'Illiez lebte eine arme Familie, die nichts ihr eigen nannte als eine schwarze, baufällige Hütte, durch die der Wind pfiff, und ein Wiesenstück davor, wo eine kleine Bergkuh und zwei Ziegen ihr knappes Futter fanden. Der Vater ging während der großen Arbeiten zu den bessern Bauern der Talschaft und verdiente sich dort das Geld für den Unterhalt der Familie. Als er einst spät abends nach Hause kam, lag die Kuh tot im Stall, und da rang er die Hände und wußte sich nicht mehr zu helfen. Mit einem verbitterten Gesicht ging er am nächsten Tag von Hause fort. Da begegnete er mitten im Walde einem grün gekleideten Herrn, der einen großen Sack unter dem Arm trug, in dem es klirrte, als ob lauter Goldstücke drin wären. Auf dem langen, spitzen Kopf saß ein kleines Hütchen, von einem breiten, dunkelgrünen Band umschlungen, in dem eine Rabenfeder steckte. Der Grüne faßte ihn scharf ins Auge und fragte dann, warum er so sauer in die Welt blicke. Der Angeredete stand still und sagte: „Ich bin halt ein armer Teufel, denn gestern ist mir die Kuh umgestanden und das Geld zu einer andern fehlt mir!" Der Grüne lächelte und hob den Geldsack in die Höhe: „Sieh, da drinnen liegen einige Hundert der schönsten Golddukaten; der ganze Schatz gehört dir, wenn du mir das gibst, was zu Hause hinter dem Ofen liegt!"

Das Bäuerlein dachte: „Was wird zu Hause hinter dem Ofen liegen — die Katze — die ist alt und fängt

Digitized by Google

uns keine Mäuse mehr, die mag er haben!“ Und patsch, schlug er ein. Der Grüne übergab ihm den Sack, und als er ihn öffnete, fand er so viel Goldstücke drin, daß er nicht imstande war, sie alle zu zählen. Er wollte dem Fremden danken, aber der war verschwunden.

Voll Freude eilte er nach Hause, um die Frau mit der glücklichen Botschaft zu überraschen. Als er die Stubentür öffnete und den Geldsack schwenkte, hörte er etwas wimmern, und als er sich umsah, „Jesus, Maria“, lag hinter dem Giltsteinofen ein Knäblein, das seine Frau soeben zur Welt gebracht. Da warf er den Geldsack auf den Boden, daß die Goldstücke herausſprangen, und er fing an zu jammern und gestand der Frau, daß er für das Geld dem Teufel vor einer Stunde das Kind hinter dem Ofen verkauft habe. Aber da war nichts mehr zu ändern, der Handel war abgeschlossen.

Das Kind wuchs auf, ohne eine Ahnung zu haben, wer ihm einst zu Gevatter gestanden. Jedesmal, wenn die Eltern es speisten und ihm Käse und Brot vorsetzten, weinten sie. Da fragte der Knabe öfters, warum sie immer schluchzten, wenn sie ihm zu essen gäben. Die Eltern trockneten die Tränen und gaben ausweichende Antworten. Als der Knabe größer war, verlangte er die Ursache des Kummers zu wissen, und wenn er noch so Schreckliches hören sollte. Da erzählte ihm der Vater, wie er vor Jahren in großer Armut gestanden, und wie er in der Verlegenheit, ohne zu wissen, was er tue, seine Seele an des Teufels Geldsack umgetauscht habe. Der Knabe erschrak, faßte sich aber gleich und bat die Eltern, nicht mehr zu weinen, er gehe zum Pfarrer, der werde ihm schon helfen, und wenn der es nicht könne, so ziehe er weiter bergauf und bergab, bis er jemannd finde, der seine Seele dem Teufel entreiße.

Digitized by Google

Kaum hatte er das gesagt, setzte er den Hut auf und begab sich zum Pfarrer, dem er erzählte, was er von seinem Vater vernommen. Er bat herzlich, er möchte ihn aus den Klauen des Teufels befreien. Der Pfarrer sagte, mit Teufeln befasse er sich nicht, das gehe ihn nichts an; er solle auf die andere Bergseite gehen zum Amtsbruder, der banne Hexen und Stridel, der werde ihm schon raten und beistehen.

Der Bub verließ das Pfarrhaus, schritt wacker fürbaß und suchte den andern Pfarrer auf. Dieser gab ihm dieselbe Antwort. „Was geht mich der Teufel an, ich kann dir nicht helfen, aber dort am Fuß der Dent du Midi lebt ein Eremit, der ist so fromm, daß ihm jeden Tag das Brot des Himmels zugetragen wird, der wird dir schon helfen!“

Der Bub setzte den Weg weiter und gelangte nach langem Herumirren zu der Klause des Waldbruders, der sich eben das Abendmahl bereitete. Er grüßte freundlich und erzählte ihm sein Leid. Der Waldbruder zuckte die Achseln und sagte: „Helfen kann ich dir nicht, aber vielleicht mein Bruder. Siehst du dort hinter dem Wald den schäumenden Wasserfall? Dort im Schatten der Felsen steckt seine Hütte, aber wenn du hingehst, wagst du das Leben, denn er ist ein großer Mörder!“

Der Knabe erwiderte: „Des Teufels bin ich ohnehin, und ob ich ein paar Jahre früher oder später zur Hölle fahre, das kommt nicht in Betracht; ich will auch das noch versuchen!“ Der Eremite wollte ihn zurückhalten, da es stark eindunkelte, aber der Knabe rückte sein Käpplein und zog weiter. Die Sterne flimmerten und die Mondsichel löste sich von den Zacken der Dent du Midi und schwamm im lichten Aethermeer. Er eilte durch den Wald, stolperte

Digitized by Google

mehrmals über allerlei Wurzelwerk und erreichte ganz schweißbedeckt die Hütte des Mörders. Jetzt wurde ihm doch bänglich zu Mute. Er pochte schüchtern an die Türe. Nur die Frau war zu Hause, da sich der Bösewicht noch im Walde herumtrieb. Als sie die Türe öffnete und das blutjunge Bürschchen erblickte, fing sie an zu wehklagen. „Du armes Kind, mit deinem Leben ist es aus, mein Mann mordet alles, was sich hier herumtreibt! Aber du dauerst mich, ich will dich im Keller verstecken, damit dich mein Mann nicht sofort erwischt, wenn er heimkommt und in der ersten Gier tötet!“ Sie führte ihn in den dunklen Keller und versteckte ihn hinter einem alten Faß.

Als der Räuber nach Hause kam, schnupperte er um das Haus herum und wetterte: „Hier ist Christenblut, heraus damit!“ Die Frau stellte es in Abrede, aber da wurde er wütend, ballte die Faust und packte sie am Arm. „Heraus damit, oder ich schlage zu!“ Da stieg sie zitternd in den Keller hinunter und holte den Knaben herauf. Der Mörder zog sein großes, blank geschliffenes Messer, aber der Knabe fiel auf die Knie und flehte, er möchte, bevor er ihn töte, nur einen Augenblick zuhören. Der Räuber schnaubte: „Tritt ein in die Stube, dort wollen wir hören, was du uns Sonderbares zu erzählen hast!“

Der Knabe erzählte in der Stube von seinem Vater und dem Teufel, der seine Seele gefangen halte, wie er bei den Pfarrherren abgewiesen wurde und ebenso bei dem Eremiten, und wie er nun von ihm allein noch Rettung erhoffe. Der Räuber besänftigte seinen Zorn, seine rauhen Gesichtszüge glätteten sich, je länger der Knabe erzählte, und als dieser fertig war, sagte er: „Ich werde dir helfen. Geh jetzt ins Bett und fürchte dich nicht, es soll dir kein Haar gekrümmt werden!“

Digitized by Google

Der Knabe fühlte, daß aus dem Mörder die Wahrheit redete und ließ sich in die Kammer führen. Der Räuber blieb noch eine Weile an seinem Platz in tiefes Sinnen versunken, dann speiste er zu Abend, hieß die Frau Käse, Brot und ein Glas Wein in die Kammer des Knaben tragen und ging dann zu Bette, fand aber den Schlaf nicht. Des Knaben Unschuld und der ungestüme Drang nach Befreiung seiner Seele hatte Saiten in dem alten Sünder erweckt, die seit seiner Jugendzeit nicht mehr erklungen hatten. Die Gier nach Menschenblut war auf einmal von ihm gewichen.

Am nächsten Morgen überreichte er dem Knaben eine geweihte Kerze und ein Kreuz und wanderte mit ihm zum Höllentor. Dort angekommen, gebot er ihm, das Kreuz fest ans Tor zu schlagen, damit es kleben bleibe und niemand weder heraus noch herein gehen könne. Kaum war das gemacht, entstand im Berg drin ein entsetzlicher Lärm, ein Gepolter und ein Geschrei, und auf einmal rief eine Stimme ganz dicht hinter der Tür: „Tut mir das Wiriwäri weg!“ Der Knabe rief gegen die Türe gekehrt: „Nicht eher, als bis ihr mich und den großen Mörder los laßt!“

Das Geschrei legte sich wie auf ein Zeichen, man hörte nur noch dumpfes Gemurmel, und nach einer Pause tönte es dicht hinter der Pforte: „Wir wollen von dir und dem großen Mörder nichts mehr wissen!“

Da flog ein seliges Lächeln über die Züge des Mörders; er entfernte das Kreuz und vergrub es in seiner Tasche. Dann führte er den Buben an der Hand denselben Weg zurück zu seiner Hütte. Auf dem ganzen Weg sprach er kein Wort; seine Brust hob und senkte sich, und er atmete tief und schwer, legte sich zu Hause auf eine Bank, wandte den Blick hilfesuchend nach oben und starb. Er hatte so

Digitized by Google

schwere Reue über seine Missetaten empfunden, daß ihm das Herz in drei Stücke zersprungen war.

An diesem Tage wartete der Waldbruder umsonst auf das Himmelsbrot. Als der Engel am nächsten Tage es wieder brachte, fragte er den Himmelsboten, warum es gestern ausgeblieben sei. Da sagte der Engel: „Gestern ist deinem Bruder, dem großen Mörder, vor Reue das Herz gesprungen, und darüber ist solche Freude im Himmel gewesen, daß wir ihn alle hinaufbegleitet haben!“ Da machte der Waldbruder ein saures Gesicht. „So, alle! Wie viele Engel werden dann mich einmal hinaufgeleiten?“

Der Engel lächelte und sagte: Vielleicht werden es drei, vielleicht auch weniger sein!“ Da schlug der Eremit auf den Tisch und rief in heller Empörung: „So, ich lebe als frommer Eremit in strengster Zurückgezogenheit und werde einmal nur drei Engel erhalten, und mein Bruder, der lasterhafte Mensch und große Mörder, ist von dem ganzen Engelschor umringt worden. Da will ich lieber mit drei Teufeln in die Hölle fahren, als mit drei Engeln in den Himmel!“ Da verschwand der Himmelsbote, ein Blitzen und Krachen erfolgte, die Erde öffnete sich und verschlang den Waldbruder samt seiner Klause.

Der Knabe aber hat die Botschaft von seiner Erlösung nach Hause gebracht, wo man dankte und jubelte und sich vor Freude lange nicht zu fassen vermochte.

Digitized by Google

Vom gleichen Verfasser, **Dr. J. Jegerlehner**, erschien im Jahre 1904:

Das Val d'Anniviers (Eivischtal) nebst einem Streifzug ins Val d'Hérens (Evolena). Führer durch Landschaft, Geschichte, Volk und Sage eines Walliser Hochtales. Mit 1 Photogravüre und 5 Zeichnungen nach E. Bille, 49 Illustrationen nach Naturaufnahmen und 2 graphischen Darstellungen von Prof. Dr. C. Schröter. VIII, 164 S. Steif broschiert Fr. 3. 80, gebd. Fr. 4.—

Das Buch stellt sich selber als Führer durch Landschaft, Geschichte, Volk und Sage dieses Walliser Hochtales vor, das, abseits von der Welt gelegen, einen ganz eigenen Entwicklungsgang durchgemacht und ein reiches Maß ursprünglicher Volkskraft bewahrt hat. Diese Originalität wird mit dem Anwachsen der Hotelindustrie, mit der Anlage eines Schienenweges verschwinden. Drum ist es verdankenswert, daß Jegerlehner nicht bloß dem Fremdenstrome ein sicherer Wegweiser sein will, sondern auch der Volkskunde ein wertvolles und zuverläßiges Material sammelt, indem er die heutigen Sitten und Einrichtungen, die sprachlichen Eigentümlichkeiten und schönsten Sagen der Bewohner skizziert. Der Verfasser versteht es vorzüglich, mit wenigen Strichen das Charakteristische hervorzuheben und auf alles Schöne und Große aufmerksam zu machen. Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der eigentliche „Führer" bringt auf 92 Seiten eine allgemeine Beschreibung und topographische Umgrenzung des Tales, eine Darstellung der Geschichte, des Familienlebens, der häuslichen Einrichtung, der Alpwirtschaft der Anniviarden und schließt mit der Schilderung von Spaziergängen, Exkursionen und Hochtouren. Der zweite Teil liest sich so angenehm, wie ein Erzeugnis aus Dichters Feder. Der Weg von Sitten nach Evolena, ein Kampfspiel auf der Alp Prazgras, ein Besuch bei den Sennen der Torrentalp, der Jahrmarkt in Vissoye, Zinal im Winterschnee, Winterleben in St. Luc, Chandolin, sind Genrebildchen von allerliebstem Reiz, und die „Wanderungen der Anniviarden" geben ein Bild älplerischer Mühsale und eines Nomadentums, das bisher nur Wenigen bekannt gewesen sein wird.

„Berner Tagblatt", 17. Juli 1904.

Digitized by Google

Verlag von A. Francke in Bern.

Bärndütſch als Spiegel bernischen Volkstums

von Emanuel Friedli.

Erster Band: Lützelflüh.

Reich illustriert nach Originalen von R. Münger, W. Gorgé, F. Brand, L. Indermühle und photographischen Aufnahmen von Dr. Hegg. Herausgegeben mit Unterstützung der Regierung des Kantons Bern und unter Mitwirkung einer von ihr bestellten Kommission (Dr. O. von Greyerz, Oberlehrer Sterchi und Professor Dr. H. Türler, Staatsarchivar des Kantons Bern.)

Lex. 8°, XVI, 660 S. m. 170 Illustrationen in Zinkographie, Autotypie, Drei- und Vierfarbendruck und zwei Karten.

Preis brosch. Fr. 12.—, geb. in hübschem Originalband Fr. 14.—

Inhaltsübersicht:

Hoch und tief. Ein Ueberblick. — Höhen. — Niederungen.
Wasser. Eigenschaften und Namen. — Fisch und Krebs. — Quelle und Brunnen. — Vom Wuhr zum Bach. — Grüne und Emme. — Floß und Gold. — Der Eggiwyl-Fuehrme.
Wiese. Matt und Matten. — Weide und weiden. — Gras und Gräser.
Acker. „Wärche". — „Härd". — Urbarmachung. — Düngung. — Ackerfurche und Erdscholle. — Allmend und Einschlag.
Haus und Heim. Bäuerliche Kunst. — Daheim. — Siedelung. — Haus. — Behausung. — Bauen. — Der Unterbau. — Auf dem Zimmerplatz. — Ufrichti. — Aus- und Einbau. — Tür und Fenster.
Vsatzig. Viehpflege. — Zucht. — Das Roß. — Die Kuh. — Fahren. — Melken. — Die Ziege. — Das Schwein. — Das Schaf.
Schiff und Geschirr. Einrichtung. — Feuer und Licht. — Tisch und Bett. — Kisten und Kasten. — Faß und Gefäß. — Das Lastgeschirr. — Das Schöpfgeschirr. — Schlagwerkzeuge — Wiegegeräte. — Das Gefährt. — Was ds „Zithüsli" birgt.
Gewand. Gespinst. — Garn. — Tuch. — Mit Schere und Nadel. — Das Alltagsgewand. — Das Feierkleid. — **Sauber.** Rein und unrein. — Reinigen. — Waschen. — **Gesund und krank.** Uebel. — Mittel. — Nothelfer. — **Rauchen. — Milch, Anke, Chäs. — Unser täglich Brot. — Das Essen.** Wann gegessen wird. — Was gegessen wird. — Wie gegessen wird. — **Familienleben.** Der Familienkreis. — Mann und Frau. — Bauer und Bäurin. — Mutter- und Kinderdeutsch. — Heirat. — Tod und Grab.
Das Heilige im Leben. Mehl und Sauerteig. — Die höchsten Namen. — Dunkle Mächte und ihr Dienst. Kalender und Heilige. Personennamen. — Die heiligen Zeiten in Brauch und Sitte. — Bätte und Läse. — Kinderlehre, Unterweisung, Admission, Abendmahl.
Wörterverzeichnis. Inhaltsverzeichnis.

Der II. Band von „Bärndütſch": **„Grindelwald"**, ist in Vorbereitung.

Digitized by Google

Anheisser, Dr. Roland: Altschweizerische Baukunst. 110 Blatt Federzeichnungen in Folio. Mit Text. In Mappe. Subskriptionspreis Fr. 25.—.

*** Wenn wir von der Schönheit der Schweiz reden, denken wir in der Regel zuerst an unsere Berge, Seen, Wälder. Was für Schätze stiller Schönheit bergen aber auch unsere Städte und Dörfer! Diese ans Tageslicht zu ziehen und, von Künstlerhand gezeichnet, jedem zur Augenweide, in einer Sammlung zu vereinigen, ist der Zweck der oben angezeigten Publikation. Um allen Vaterlandsfreunden die Anschaffung zu ermöglichen, wurde eine so große Auflage gedruckt, daß jedes der 110 Blätter nur auf 20 Cts. zu stehen kommt (aber einzeln nicht käuflich), die ganze Sammlung also auf Fr. 22.—, mit solider Mappe auf Fr. 25.— Subskriptionspreis.

Dübi, Dr. B. Saas-Fee und Umgebung. Ein Führer durch Geschichte, Volk und Landschaft des Saastales. Mit 51 Illustr., 1 Panorama vom Plattje und 1 Karte des Saastales. VIII, 164 S. 1902. Gebd. Fr. 4.—

Gempeler-Schletti, D. Heimatkunde des Simmentals. Mit 87 Illustr. und 1 Karte des Simmentals. 503 S. 1904. Brosch. Fr. 6.—, Gebd. Fr. 7. 50.

v. Greyerz, Dr. O. Kleines berndeutsches Wörterbuch. 24 S. 1904. Kart. 80 Cts.

v. Haller, Albr. Die Alpen. Mit einer Beilage und 8 zeitgenössischen Kupfern. Quarto. 40 S. auf Büttenpapier. 1902. Gebd. Fr. 10.—

Singer, Prof. Dr. S. Schweizer Märchen. Anfang eines Kommentars zu der veröffentlichten Schweizer Märchenliteratur. Mit 1 Abbildg. 77 S. 1903. Fr. 1. 50.

— Dasselbe. Erste Fortsetzung. Mit 1 Abbildung und 1 Tabelle. VI. 166 S. 1906. Fr. 5.—.

Zahler, Hans. Ferien! Eine Sommerfahrt in die Berge, dazu Sagen und Märchen. Kleinen und großen Kindern erzählt. Buchschmuck von E. Vetter. 258 S. 1904. Gebd. Fr. 4. 80.

Zürcher, Gertrud. Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt. Volksausgabe IV, 256 S. 1903. Gebd. Fr. 3. 50.

— Das Ryti-Rössli-Lied. Vorläufige Probe aus der im Werk begriffenen Sammlung schweizerischer Kinderlieder und Kinderspiele. 39 S. 1906. Fr. 1.—

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google